



experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Gott rümpft
die Nase nicht

03/2026



© Kemal Balkan

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

03/2026



„Bei meinem Roman über den Massenmörder bin ich an die Grenzen meiner selbst geraten, weil ich mir bewusst geworden bin, dass jeder unter den entsprechenden Umständen zu vielem fähig sein kann.“

Ralph Roger Glöckler

Autor des Monats



... und es bleibt dabei ...

Spendenaufruf für die eXperimenta

Monat für Monat – und das bereits seit 25 Jahren – erscheinen wir kostenlos online auf der Website www.experimenta.de. Sie können mit Ihrer Spende mithelfen, das regelmäßige Erscheinen der eXperimenta weiterhin zu ermöglichen.

Oder Sie unterstützen uns mit einem Jahresabo der Druckausgabe. Für Sie persönlich, vielleicht freut sich aber auch jemand aus Ihrer Familie oder dem Freundeskreis über die gedruckte eXperimenta als Geschenk. Sie können das Jahresabo für 140,- Euro bei abo@experimenta.de bestellen.

Unsere Kontonummer für Spenden:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Mainzer Volksbank

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMD55

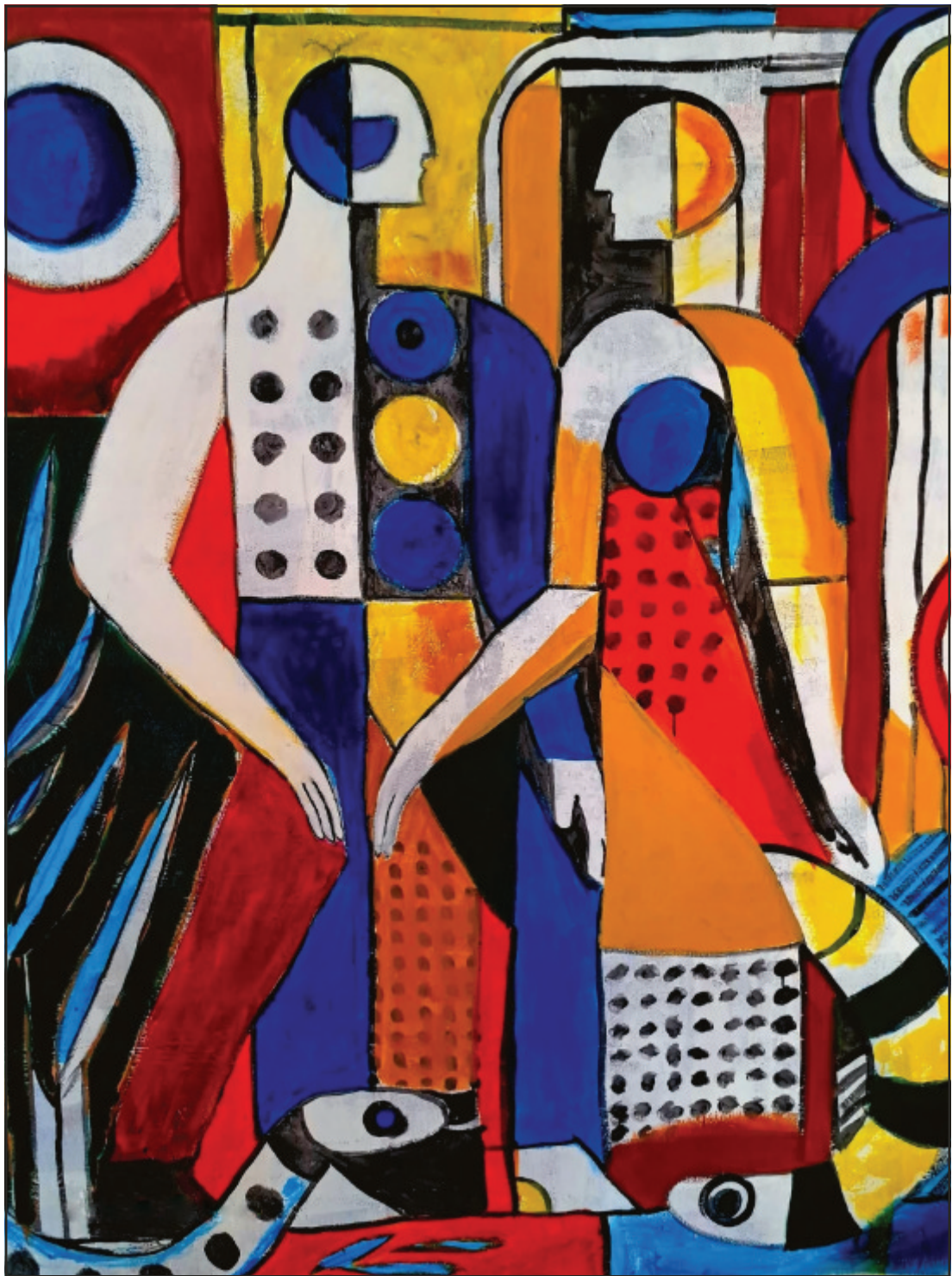
Vielen Dank für Ihre solidarische Unterstützung!

Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Sie finden die
eXperimenta auch
auf Facebook und
Instagram

Inhalt

Titelbild	1	Holger Wittig-Koppe
Gabriela Heins	7	Editorial
	8	Sehnsucht
Ruth Forschbach	8	Der Tag
	9	Erinnerung
Philipp Letranger	10	Sprechen lernen wie ein Kind
Autor des Monats		
Ralph Roger Glöckler	12	Gott rümpft die Nase nicht
Hans Georg Grüber	24	Was uns bleibt
	25	Nur Worte
Interview	26	Ralph Roger Glöckler: „Es fiel mir leicht, mich in einen Obdachlosen zu versetzen.“
Katja Richter	30	Else Lasker-Schüler
Wiard Raveling	40	Ist Versöhnung möglich? Meine Begegnung mit Vladimir Jankélévitch
Alex Meier	46	Rezension: Valentina Dsora: stimmpigmente – Gedichte
Valentina Dsora	47	Se tenir la main
Interview	48	Kemal Balkan: „Wie jedes Gemälde in einem Tagebuch seinen Platz findet.“
	52	Ich könnt Romane schreiben
Fabian Wollgast	53	Vorläufig ewig
	54	Traumspur
Rückblick	56	Ausstellung „Only Good Vibes?“
Termin	57	Klimabuchmesse vom 19.-22. März in Leipzig
Wollsteins Cinemascope	58	Astrid Lindgren – Die Menschheit hat den Verstand verloren
Termin	60	Der FDA auf der Leipziger Buchmesse 2026
	62	Impressum



© Kemal Balkan

Liebe Leserinnen und Leser,

„Gott rümpft die Nase nicht“ ist der Titel der aktuellen eXperimenta. Ein Thema, dem sich Ralph Roger Glöckler, Autor des Monats, in dieser Ausgabe gewidmet hat. Wir dürfen gespannt sein, was er dazu meint.

Kemal Balkan aus Bochum spricht im Interview über den Werdegang seines künstlerischen Schaffens.

Am 08. März findet, wie in jedem Jahr, der „Internationale Weltfrauentag“ statt. Der Weltfrauentag wird in diesem Jahr auf den 09. März erweitert, um zum „Global Womans Generalstreik“ aufzurufen.

„Wo Frauen streiken, wird sichtbar, dass Politik nicht nur in Parlamenten stattfindet, sondern dort, wo Menschen ihre Zustimmung verweigern.“ Hanna Arendt

Dieser Frauen-Generalstreik wird unter anderem von der Gewerkschaft ver.di unterstützt. Die eXperimenta ruft ebenfalls zu diesem Frauenstreik auf, indem jede und jeder künstlerische und literarische Akzente in seiner Umgebung setzt. In den folgenden Ausgaben der eXperimenta werden wir diese Aktionen vorstellen, denn ein jeder Tag ist ein „Frauentag!“

Frauenrechte und Gleichberechtigung werden zunehmend mit Füßen getreten. Gewalt gegen Frauen findet nicht nur in autokratischen Systemen statt. Auch hinter verschlossenen Türen haben die gewalttätigen Übergriffe alarmierend zugenommen. Weitere Informationen zum „Global Womans Generalstreik“ finden Sie auf der Website: enoughgenug.org

Wir würden uns freuen, wenn Sie mit dabei sind, denn:
„Zusammenhalt macht stark!“

Ihre Gabriela Heins

Chefredakteurin



Foto: Rüdiger Heins

Gabriela Heins, geboren am 08.04.1962 in Worms am Rhein. Examierte Krankenschwester mit 46 Jahren Berufserfahrung. Ausgebildete Sopranistin, Stimm- und Atemtrainerin. Studium im Creative Writing am INKAS Institut. Freiberufliche Konzert- und Theatererfahrung. Derzeit Arbeit an einem Sachbuch, das sich mit dem aktuellen Pflegezustand beschäftigt. Musikalische und literarische Auseinandersetzung mit dem Werk der Hildegard von Bingen. Sendeleitung und Moderation des eXperimenta Radiomagazins bei Radio Rheinwelle seit Januar 2024. Redakteurin der eXperimenta seit September 2025. Mitbegründerin des Musik- und Theaterensembles „Voices Of The Big Bang“.

Sehnsucht

Nie mehr
schmeckten uns Beeren
so süß
so köstlich wie einst
hinten im Garten
an der alten Mauer
unter der Stiege
und wir wuchsen
über die Stufen hinauf
aus dem Haus heraus
über die Stadt hinaus
in uns die Sehnsucht
nach der Süße von einst

Der Tag

Der lichte Tag
ist müde geworden
erschöpft von der
Last der Gegenwärtigkeit
legt er die Bürde
in die Schattenseite
des Sterntages

Erinnerung

Sind meine Erinnerungen
nur der Hunger
nach einer ungekränkten Zeit
lebenswarm und sanftlichtig
sind meine Erinnerungen an dich
nur Traumwerk und Fantasie
löchriges Gespinnst
leidend
unter der Last der Erfahrungen?



Ruth Forschbach

Geboren in Köln, lebt in Frechen und Berlin.

Studium BWL/Personalmanagement und Kommunikations-Psychologie, Schriftstellerin, Moderatorin.

Veröffentlicht seit 2021 Gedichte und Kurzgeschichten in deutscher Sprache. Vier Einzelveröffentlichungen. Zuletzt im Oktober 2025 „Das Beständige im Flüchtigen“, Geest Verlag; Lyrik und Kurz-Prosa

Ihre Texte erschienen in zahlreichen Anthologien, Zeitschriften und Blogs.

Website: www.lyrisches-mittendrin.de

Philipp Letranger

Sprechen lernen wie ein Kind

Lesebericht zu Ruth Forsbachs „Das Beständige im Flüchtigen“



Ruth Forsbachs neues Buch ist im Oktober 2025 im Geest-Verlag erschienen. Die Farben des Covers von Gudrun Ackermann fielen mir gleich ins Auge – ein sehr einladendes Bild! So bin ich gerne auch in die hier vorgelegten Gedichte und kurzen Erzählungen eingetaucht.

Die Texte im ersten Kapitel kreisen um unsere Erinnerungen und deren Bedeutung für das Heute und Morgen. Im zweiten Kapitel geht es um Möglichkeiten, das menschliche Miteinander zu verändern.

Kapitel 3 schließlich zeigt unsere Chancen auf, die Zukunft aktiv zu gestalten.

Wo findet sich in alldem das Beständige im Flüchtigen, von dem Ruth Forsbach auf dem Buchdeckel spricht? Vielleicht ja gerade in der lebensbejahenden Einstellung der Texte?

Das Gedicht „Kairos“ beispielsweise spricht vom ständigen Vergehen und Auf-erstehen und darin von Gnade und Demut.

In allen hier vorgelegten Texten spüre ich eine sensible, doch aufrechte Haltung und die Botschaft, dass Veränderung immer beim Einzelnen beginnt, jederzeit und sofort bei mir beginnen kann.

In unseren Erinnerungen finden wir Spuren des Erkennens, können noch einmal den Gefühlen nachspüren, fragen uns: „Wo sind die Jahre hingegangen / und in welcher Gestalt begegnen sie dir wieder?“. Mal sitzen wir sprichwörtlich zwischen allen Stühlen wie in dem Gedicht „Dazwischen“, mal bleibt kein Raum für Liebe, immer aber sind wir „Statthalter der Zeit / lasst uns traulich, rücksichtslos liebend leben / Bruder, bald bedeckt Schnee das Haupt.“

Was können wir tun?

„Ballast abwerfen / von der Schwere ablassen / Altes ablegen / möchte ich / wie der Ahorn vor meinem Fenster“. Wir können „sprechen lernen wie ein Kind“. Und am Ende des Buches lese ich noch „jetzt & hier / ist deine Zeit / nutze jede Gelegenheit / alles falsch zu machen / nicht dann & dort / nicht später & woanders / jetzt.“

Ruth Forschbach spricht in ihren Texten eine zugängliche, klare Sprache, nutzt leuchtende und durchweg einleuchtende Bilder, bleibt sich und ihrer Haltung treu. Wer in ihren Gedichten Sprachakrobatik sucht, findet wenig, wer Bedeutung und Inhalte schätzt, kann vieles entdecken.

Ich bin sicher, dieses Werk wird seinen Weg zu den Lesern finden. Kauft es, verschenkt es, genießt es, lasst euch den Rücken davon stärken!

Ralph Roger Glöckler

Gott rümpft die Nase nicht

Verdammt kalt, heut Nacht. Niemand unterwegs. Verständlich, an Heiligabend. Ich müsste hier nicht herumstehen, aber für die Weihnachtsfeier im Obdachlosenheim habe ich keine Geduld, auch wenn es da etwas zu essen gibt. Brötchen, Wurst und Käse von gestern. Nein, danke. Was soll ich da?

Diese Ruine, unten am Fluss, ist mein Zuhause. Die Männer, die hierherkommen, sind meine Freunde, auch wenn ich nicht weiß, wer sie sind, ihre Namen nicht kenne und nicht alles gut finde, was sie hier treiben. Manchmal verbringe ich die ganze Nacht mit ihnen, vor allem im Winter, weil es in diesem Gemäuer weniger kalt ist. Im Sommer strecke ich mich auf einer Bank aus oder schlafe auf dem Rasen, bin den Freunden nah und lasse mich vom Geräusch des langsam strömenden Wassers einlullen.

Kalt, heute. Selbst die Kacheln sind von der feuchten Kälte beschlagen, fühle sie durch den Mantel hindurch. Ich ziehe ihn enger um mich, kauere mich hin, um weniger zu frieren.

Früher habe ich hier öfters einen Arzt getroffen, ein freundlicher Mann, der mir Pillen gegeben hat, wenn es mir schlecht ging und hat am nächsten Tag gefragt, ob ich mich besser fühlen würde. Ich bin Alkoholiker und meistens betrunken. Heute würde ein Schluck genügen, um den Verstand zu verlieren, habe es wohl wegen Weihnachten geschafft, mich zu beherrschen.

Der Arzt? Nie wieder gesehen.

Hoffentlich kommt Eberhard bald. Er schaut immer herein, werktags, feiertags, sogar am Heiligen Abend. Er weiß nicht, dass ich auf ihn warte. Irgendwann kommt er auf einen Sprung vorbei, auch wenn es hoffnungslos und für die Katz'

ist. Ich kenne Eberhard gut, auch wenn ich wenig von ihm weiß, gerade genug, um ihn zu verstehen, ist er doch krank wie ich, nur will er es nicht wahrhaben und würde ich etwas sagen, dann schlänge er's in den Wind. Mag der Himmel wissen, ob es noch Rettung für ihn gibt. Für mich gibt's keine. Mir geht's nämlich gut.

Ich erkenne ihn an den schleppenden Schritten. So kommt die Traurigkeit einher, ich kann ihn durch die Wände sehen: gesenkter Kopf, Hände tief in den Jackentaschen, einen Wollschal um den Hals – und wenn er die Tür mit dem Fuß aufstößt, dann muss ich gar nicht mehr hinsehen. Noch ist alles still, nur das Wasser rauscht weiter links, weil etwas kaputt ist, rauscht wie ein eisiger, sprühender Sturzbach an Felsen herab. Im Sommer schließe ich die Augen, wenn ich hier bin, versetze mich in Gedanken nach Nordnordnorden und stelle mir vor, ich wäre ein Eskimo auf seinem Gletscher.

Der arme Eberhard: offenes Gesicht, helle Augen, helles Haar, alles ist ganz hell an ihm. Spricht schön, ohne Dialekt, macht gute, wohlgeformte Sätze, ja, warum lasse ich mich nicht davon anregen, seine Geschichte auszuspinnen, eine andere Geschichte, eine biographische Variation, habe schon lange keine mehr ausgesponnen, weil mir der Alkohol Worte, Sätze, Grammatik aus dem Gehirn gewaschen hat, aber mir würde doch niemand zuhören, nicht einmal ich selbst.

Eisig, heute. Sehe den Atem vorm Mund. Die Stirn ist ganz heiß. Mich friert, ich schlottere. Fieber? Habe Angst vor Fieber. Aber ich bleibe noch, will Eberhard frohe Weihnachten wünschen und ihm sagen, dass ich mir Sorgen um ihn mache.

Wie alt er wohl ist? Keine Ahnung, so um die vierzig, sieht wie ein müdes, gealtertes Kind aus. Und wo er herkommt? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist er einem meiner Delirien entstiegen, findet nicht mehr zurück und geistert nun durch meine Gedanken, als würde es ihn wirklich geben, ja, vielleicht habe ich ihn auch nur erfunden, um nicht alleine zu sein.

Du bist nix. Du kannst nix. Aus dir wird nix.

Ich höre Worte und Schläge. Vater ohrfeigt den Jungen. Eberhard zieht den Kopf ein, wagt nicht, zu heulen. Seine Ohren glühen, und wenn er die Augen hebt, fängt er schon wieder eine.

Der Mann kann ihn einfach nicht leiden, weil er so ein verträumtes Kind ist: denkt immer nur an schöne Sachen, wünscht sich, Musiker, Komponist zu werden, Künstler, der Formen, Sprache, Melodien gestaltet. Da rastet der Vater aus. So etwas in seinem Haus! Nein, danke. Nicht daran zu denken. Was nicht sein darf, das darf eben nicht sein, ja, da gibt es nichts. Nicht mit ihm.

Ob ich wütend auf den Vater bin? Ja, bin ich und würde ihn am liebsten ermorden. Habe ich Mitleid mit Eberhard? Ja, habe ich, aber Penner müssen sachlich bleiben, schließlich sind es die Umstände, die unser Schicksal beschließen. Da ist nichts mit Wut und Mitleid und heftigen Gefühlen.

Da steht Eberhard also im Bahnhof des Lebens, nachdem er die Schule verlassen hat, und weiß nicht, welchen Zug er besteigen soll. Sein Koffer ist leer, eine weite Reise wird es nicht werden. Er weiß, dass er nix ist, nix kann, niemals etwas sein wird, ja, hört Papa durch die Lautsprecher lachen, der immer gesagt hat, dass es mit dem Buben schief gehen werde, weiß also nicht, was er machen soll, zuckt die Schultern, blickt seinem Traum nach, der in die Kälte des Universums aufgestiegen ist und ihm wie einer zublinzelt, der sich mit schlechtem Gewissen verabschiedet.

Dann findet er Arbeit in einem Schallplattengeschäft, nimmt sein Köfferchen, folgt dem Stern der Musik, auch wenn er ihn nie einholen, sondern sich nur mit der Entfernung versöhnen wird, die zwischen ihnen ist.

So lebt Eberhard dahin. Wacht bei Musik auf, schläft damit ein, ist süchtig danach wie ich nach Schnaps. Manchmal ist er ganz krank: dann möchte er sie abstellen und kann es nicht. Wie gut ich das kenne!

Eberhard ist fleißig, hat im Lauf der Jahre viel gelernt. Säuft Wissen in sich hinein und wenn es ihm schlecht geworden ist, dann kommt er zu mir und kotzt sich aus: erzählt von Komponisten, Symphonien, Opern, ja, ich kenne niemanden, der so viel weiß, zitiert aus Partituren, die ich nicht verstehe. Die Leute mögen ihn, werden sachkundig beraten, und können sich gar nicht vorstellen, wie einsam dieser zuvorkommende Mensch ist ...

Da steht er in der Nacht herum, Hände in den Jackentaschen vergraben, blickt geistesabwesend vor sich hin, sagt nichts, wartet auf etwas, das niemals eintre-

ten wird, ja, es ist schwer geworden, an ihn heranzukommen, muss man doch erst eine Mauer aus Musik durchbrechen. Aber wer will das schon? Menschen gibt es so viele, Menschen wie Müll auf der Kippe.

Einmal hat einer die Mauer durchbrochen, ohne es zu bemerken und Eberhard ist nackt aus dem Schlaf geschreckt, inmitten abgestreifter Klamotten, weil ein Getöse war und plötzlich so hell, hat sich gefürchtet, die Arme um sich geschlagen, bis er den Meteor entdeckte, der ungeheure Farben durch den Morgen zog. Sprang von seinem Lager auf, öffnete das Fenster, blickte der Feuerkugel nach. Dann erinnerte er sich wieder, drehte sich um, bedeckte die Scham mit der Hand.

Darf ich Sie etwas fragen?

Eberhard der gerade dabei war, CDs einzusortieren, hob den Kopf, blickte in das Gesicht eines jungen Mannes. Abiturient. Noch keine zwanzig.

Bitte, sagte er, nickte freundlich.

Der Junge wirkte verlegen, suchte nach Worten. Einer, wie es schien, aus klaren Verhältnissen. Gut erzogen. Unverdorben. Ich weiß, wovon ich rede und wovon Eberhard träumt, bin selbst aus gutem Haus, auch wenn ich Platte mache. Aber was heißt das schon? Der Junge hat dunkles Haar, grüne Augen, schmales Gesicht.

Roland, ich will ihn mal so nennen, hielt Eberhard eine unbeschriftete Kassette hin, wollte nichts kaufen, sondern nur fragen, um welches Stück es sich dabei handeln würde, habe er es doch zufällig im Radio gehört, mitgeschnitten, ohne Anfang, ohne Ende, wollte halt wissen ... Eberhard schob die Kassette in den Händen umher, als könnte er ihren Inhalt erfühlen, versuchte aber nur, seine Verlegenheit zu überspielen, wusste nicht, was er tun sollte, war nicht seine Aufgabe, andern das Radioprogramm zu erklären.

Entschuldigen Sie, sagte der Junge, ich dachte ...

Ich höre mir das mal an, antwortete Eberhard, begann, sich über sein Zögern zu ärgern.

Wirklich? fragte der Junge. Eberhard antwortete nicht, seine Augen wanderten über Rolands offenes Gesicht.

Ja, sagte er, klar.

Armer Eberhard, wie gut ich seine Hemmungen verstehe. Da steht dieser freundliche Bursche, ihm aber rauscht das Blut in den Ohren und er weiß nicht, was er sagen soll.

Morgen? fragte Roland, oder wann würde es Ihnen passen?

Morgen. Zur gleichen Zeit? Ja, in Ordnung.

Der Junge nickte ihm lächelnd zu. Eberhards Gesicht glühte, war schön in seiner Verletzlichkeit, und er blickte dem Jungen nach, als wäre es eine Halluzination, aber da ist ja das Ding in seinen Händen, ohne Titel, ohne Namen, ungehörte Melodien.

Eberhard war am Nachmittag ganz unkonzentriert gewesen, hatte nur an die Kassette und an den Jungen denken müssen, konnte es nicht abwarten, nachhause zu gehen. Ich kann mir denken, wie das war: hatte er sich gestern noch einsam in seiner Behausung gefühlt, lockten ihn heute unerhörte Obertöne dorthin zurück.

Eberhard hörte die Klaviersonate eines erfundenen Russen, vertonte Leidenschaft eines Menschen, der nie gelebt hat, schwieriger Namen in Moll und wusste sofort, was es musikalisch war, atonales Schwelgen in Untergang, hörte es noch einmal, sprang vom Sessel auf, ging umher, drehte sich erregt im Kreis, fuchtelte mit den Gedanken umher, fragte sich, ob er den Jungen nicht hätte einladen sollen, nur so, auf einen Kaffee, ein Glas Wein, um die Kassette gemeinsam anzuhören, sie hätten doch miteinander reden, sich näher kommen können, und wenn nicht mehr daraus geworden wäre, wär's auch nicht schlimm gewesen. Er nahm den Hörer vom Telefon, wusste aber nicht, welche Nummer er wählen sollte, kannte nicht einmal den Namen. Und das Gesicht? Wie aus seiner Erinnerung verschwunden. Eberhard öffnete das Fenster. Die Stadt dröhnte ihm entgegen. Ach, ich hole ihn zu mir: da hat sein wortloser Tanz einen Meister.

Und dann, wie beruhigend, über Kacheln rauschendes Wasser.

Wahnsinn, sagte der Junge. Was Sie alles wissen!

Eberhard war stolz, fühlte sich wie ein ganzer Mensch, wo er doch so viel gegrübelt und nicht geschlafen hatte.

Berufserfahrung, sagte er, sonst nichts.

Roland sah ihn bewundernd an. Leider sei das Stück nicht auf CD zu haben, fuhr Eberhard fort, nannte Namen von Komponisten, die diese Musik geschrieben haben könnten, überhaupt handele es sich dabei um einen Konzertmitschnitt, einen ziemlich alten, im Übrigen, wie man an der Tonqualität erkennen könne, vielleicht sei es gar eine einmalige Aufführung gewesen. Der Sender, sagte er schließlich, müsse es doch wissen.

Ich heiße Roland, sagte der Junge.

Ich bin Eberhard.

Sie schüttelten sich die Hände. Er würde, sagte der Junge, morgen mal vorbeikommen.

Bitte, dachte Eberhard. Bitte.

Schwierig, das alles zu erzählen, habe aber damit angefangen, und will es nun zu Ende bringen, um meinet- und um Eberhards willen, auch, um diesem Fest einen Sinn zu verleihen. Für mich und jene, die sich schwer damit tun, an etwas zu glauben. Lasst mich Weihnachten also neu erfinden. Gott rümpft die Nase nicht, schließlich war auch der Stall in Bethlehem ein ziemlich mieses Lokal.

Roland kam täglich ins Geschäft. Sie sprachen über Musik, meinten aber etwas anderes, tasteten sich mit Hilfe der Töne aneinander heran, wo es doch an Eberhard gelegen haben würde, eine Initiative zu ergreifen: aber er wagte es nicht, den Jungen ins Kino einzuladen, war sich nicht sicher, ob Roland das gleiche wollte wie er, ging es doch um alles oder nichts, ja, hatte Angst vor peinlichen Miss-

verständnis. So wie ich, wollte er dem anderen nicht lästig werden. Die Zweifel steigerten seine Verliebtheit, ließen die Schallplattenbäume sich im Himmel verzweigen.

Da steht Eberhard nun und mag nicht glauben, dass er etwas ganz Besonderes für den Jungen ist, hätte es können, wenn er nicht wie einer durchs Leben gegangen wäre, der nix ist, nix kann, aus dem auch nie etwas werden würde.

Schließlich begann Roland, seltener zu kommen, nur auf ein Wort, wenig mehr, verständlich, hatte plötzlich Bedenken, dass die Blicke, die er mit Eberhard tauschte, auf einem Missverständnis beruhten. Nichts wäre ihm peinlicher gewesen. Eberhards Zögern stellte vieles in Frage, ließ ihn daran zweifeln, ob diese aufkeimende Faszination erwidert werden würde. Dann kam er nicht mehr.

Eberhard sah offenen Auges zu, verstand, dass sie sich langsam voneinander entfernten. Vaters Lachen schallte in seinen Ohren. Er hätte sie sich zuhalten mögen, aber da war nichts zu machen, es schrillte in seinem Kopf wie tollwütige Ratten im Rohr. Am Abend schlich er nach Hause, ist nix, kann nix, wird nie etwas werden, fing zu trinken an, konnte es nicht ertragen, ein Versager zu sein.

Verdammt kalt, hier. Nur gut, dass kein Licht brennt. Da kann ich mein Fieber nicht sehen und den Schleim in der Rinne. Ach, wenn ich was zu trinken hätte, einen klaren, eisigen Schluck, klirrend wie Kristall: nein, ich will mich an Eberhard besaufen, an dieser Geschichte, die außer mir niemand erzählen wird. Wer weiß, vielleicht geht mir dann ein Licht auf.

Schön, das Rauschen, links, rauscht so teilnahmslos dahin. Unberührt davon, ob der Himmel ein Kind bekommen wird oder nicht. Teilnahmslosigkeit, das Maß aller Dinge, kühlt die Kacheln, an die ich mich lehne. So kann ich das Fieber ertragen und den Schweiß, der aus den Augenbrauen rinnt. Lasst mich also von Eberhard berichten, der irgendwann vor mir auf diesen Fliesen lag.

Eberhard, sage ich, helfe ihm, sich aufzurichten, so wird's doch nicht besser.

Benno, sagt er besoffen, und dass er alles tun würde, um Roland wieder zu sehen.

Eberhard, sage ich, wenn ich nur wüsste, was ich machen soll.

Eines Abends holen sie ihn ab. Wir schauen uns an, die Männer und ich. Blaulicht huscht über die Kacheln, während sie ihn auf die Bahre packen und davontragen. Ein Jahr wird es dauern, bis wir ihn wieder sehen. Ich weiß, was ihn erwartet.

Dann ist er zurück, still, die Musik still, alles still, aber er hegt einen alten, nicht ausgeträumten Traum. Roland muss es nicht sein, das ist klar, obwohl sein Bild mal stärker, mal schwächer in der Erinnerung leuchtet. Weder Ärzte noch Medikamente haben es vernichten können. Eberhard ist über der Sprödigkeit des Lebens geduldiger geworden, hat ein Stillhalteabkommen getroffen, weil es, wie man ihm sagte, möglich sein würde, so er es wirklich wollte, in Frieden zu überleben.

Eines Tages hat er wieder Musik hören können: da war's kein Jaulen mehr von getretenen Hunden. Eberhard, freundlich wie eh und je, ist nun in einem anderen Laden beschäftigt, läuft bleich zwischen den CD-Bäumen umher, weil die Sonne müde ist, ja, wie in einem abwesenden Leben auf- und wieder untergeht. Manchmal erschrickt er, glaubt, Roland gesehen zu haben, lässt alles liegen und stehen, geht suchend umher, sein Gesicht zwischen anderen Gesichtern, seine Gestalt, seinen Schopf, seinen Hinterkopf, aber dann findet er niemanden, der ihm ähnlichsähe, nein, er war es nicht.

So lebt Eberhard dahin, wochenlang, monatelang, steht in Gedanken versunken am Fluss. Ich frage mich, was in ihm vorgehen mag, ja, spreche ihn an, wo ich es im Grunde genommen weiß: dann wacht er aus seinen Träumen auf, sieht mich fragend an.

Na, sage ich, alles klar?

Alles klar, sagt er, und zündet sich eine Zigarette an.

Na dann, sage ich, und lasse ihn in Frieden.

Mir ist heiß, kalt, mir ist alles auf einmal. Mieses Gefühl, das. Ich schlottere am ganzen Körper, mein Hals zieht sich zusammen, aber ich will die Geschichte zu Ende erzählen, bevor ich tot umfalle. Wenn dies ein wirklichkeitsgetreuer Bericht wäre, dann wär's das jetzt. Das heißt, das wäre es eigentlich nicht, denn ich müsste davon berichten, wie er anfang, Roland in jedem jungen Mann zu suchen, den es an diesen Ort verschlug. Man sieht ja, wie das hier zugeht: erst schleppt

er den einen ab, dann den nächsten und immer so weiter, weil keiner hält, was er verspricht, ja, wird süchtig nach diesen absurden Ergüssen, spielt immer wilder auf dem Klavier seiner Gefühle, bis es verstimmt ist und irgendwann ganz kaputt. Armer Eberhard, das wäre das realistische Ende vom Lied.

Aber ich will nicht, dass er vor die Hunde geht. Nicht, solange ich ihn erfinde. Und wenn ich schon die Macht des Erzählers über ihn habe, dann will ich auch um meinetwillen nicht so sein, weil mir an diesem Heiligen Abend so schlecht ist und ich Angst davor habe, die Hoffnung zu verlieren, ja, von allen verlassen zu krepieren. Hoffnung, was sonst, wo ich doch nicht glauben kann.

Sirenen? Ach ja, tote Seelen blasen in Martinshörner. Klingt ganz schräg. Ich sinke hin, lasse mich gehen. Ja, auf den Knien ist es besser. Blaulicht huscht über die Fliesen, flackert über der Rinne. Ich versuche, es festzuhalten, aber es entwischt in die Nacht hinaus, lässt mich mit dem Motorengeräusch eines am Straßenrand haltenden Autos zurück. Der Arzt, den ich so lange nicht gesehen habe, hält das Lenkrad umklammert, starrt auf den dunklen Asphalt. Er wird nicht aussteigen, wird sich nicht nach mir erkundigen, will nicht wissen, ob mir die Pillen geholfen haben, will überhaupt nichts von mir, nein, ich interessiere ihn nicht, hat mich längst vergessen, ist er doch verletzt, aufgebracht, wütend, weiß weder, was er sagen, noch tun soll: sein Gesicht grau, seine Augen grau, sein Mund grau, stiert in die Schwärze.

Ich werde Dir zeigen, sagt er zu Roland, wo dein Märchenprinz verkehrt. Hier, siehst Du, hier!

Und jetzt hau ab, stößt er hervor.

Roland blickt ihn betroffen an, aber es gibt nichts zu sagen, weiß, dass er den Mann missbraucht hat, ja, auch wenn er es gar nicht wollte, konnte aber den anderen nicht vergessen, tut ihm leid, was er getan hat, wird's nie wieder tun, aber gutmachen kann er es auch nicht.

Mach schon, sagt der Arzt.

Roland steigt aus, steht in der Dunkelheit, blickt den sich schnell entfernenden Rücklichtern nach.

Eberhard, der weiter hinten an einem Baum lehnt, traut seinen Augen nicht, würde dies für einen seiner törichten Träume halten, stünde der Junge nicht regungslos dort.

Roland, sagt er ungläubig. Roland.

Wahrscheinlich denkt er es nur, und glaubt, es gesagt zu haben.

Roland, ruft er.

Eberhard, sagt der Junge. Du?

Ja, jetzt bekommt der Himmel ein Kind. Überall läuten die Glocken, frohe Weihnachten, hört nur, wie sie durch die Nacht dröhnen, vom Dom, von den Kirchen der Heiligen und der Mutter aller Götter, ja, der Himmel ist groß, gut, voll blau flackernder Sterne, ja, blau über verblüfften Königen.

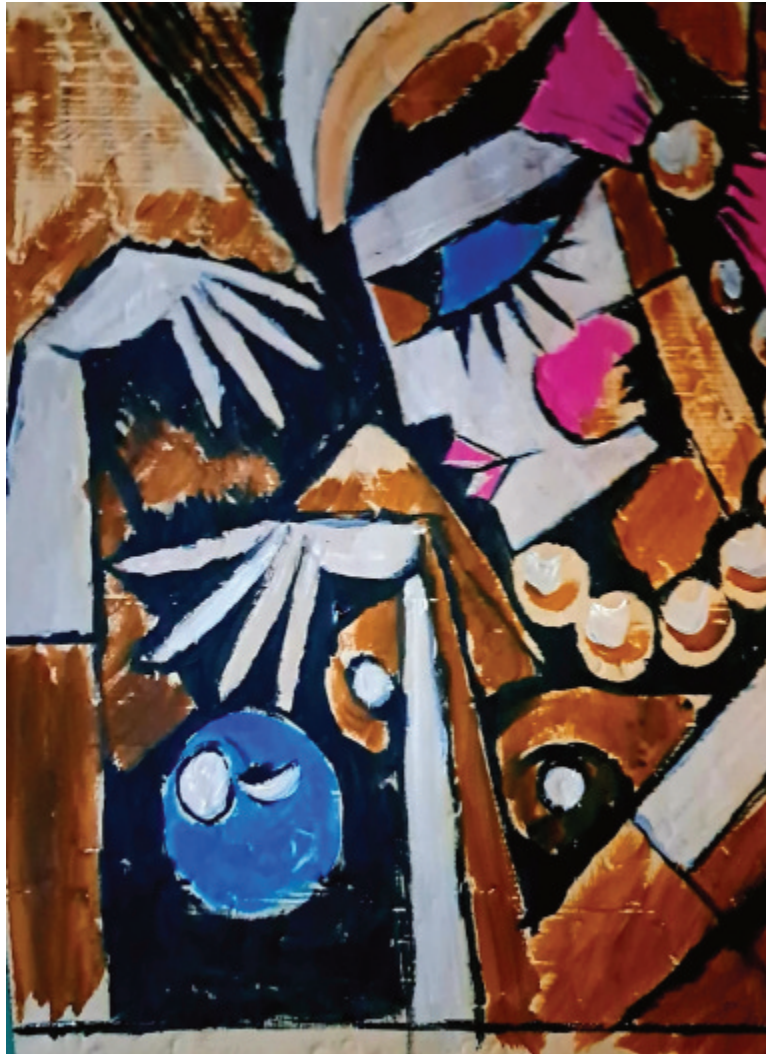
Ich kann mich kaum noch halten, höre rasche, sich nähernde Schritte. Eberhard? Sicher will er sich bei mir dafür bedanken, dass ich seine Träume nicht zerstört habe, wie es doch sein Schicksal gewesen wäre.

Benno! Ruft er.

Eberhard, sage ich, hebe den Kopf, lausche gespannt, da ist er, ja, stößt die Tür mit dem Fuß auf, tritt endlich ein, aber ich kann nichts erkennen, weil er so groß ist, strahlend, herrlich ...



© Kemal Balkan



© Kemal Balkan



© Kemal Balkan

Was uns bleibt

Und wäre da kein Gott.

Kein Gott hinter blauen Himmeln und keiner hinter der Welt.

Und wäre da kein Gott, so wären die Opfer in seinem Namen, seit Urzeiten dargebracht, umsonst gewesen.

Und die Menschen hätten um und für ein nicht existierendes Goldenes Kalb getanzt, in sinnlosen Riten sich verloren, in unbegründeter Moral gefangen.

Wäre da kein Gott.

Und wäre da kein Gott, so wäre doch alles, was aus Liebe und Güte getan, beständig. Liebe, die Menschen leben lässt, Güte, die Menschen überleben lässt. Menschen die gütiger Gott für andere sind.

Und wäre da kein Gott über und jenseits der Himmel.

So gibt es doch Gott in der Welt, in jedem Leben.



Hans Georg Grüber, geboren am 16.04.1957 in Alzey. Studium der Germanistik und Philosophie in Trier und Mainz. 1979–1985 studierte ich Katholische Theologie in Trier, München und Dublin. Dieses Studium schloss ich 1985 mit dem Diplom ab.

Da sich keine berufliche Perspektive in meinem Berufsfeld eröffnete, begann ich ein Studium der Sozialpädagogik und Sozialarbeit in Hamburg. Meinen Lebensunterhalt verdiente ich in dieser Zeit (1987–1990) als Taxifahrer.

1990 bot sich dann die Gelegenheit eine Stelle als Hausleiter in der Familienbildungsstätte St. Gottfried in Niddatal-Ilbenstadt (Bistum Mainz) anzutreten. Die Institution war untergebracht in einem ehemaligen Kloster.

Nur Worte

Es sind doch nur Worte
— nur Worte
Worte, die leben lassen
Worte, die vernichten
Worte, die hassen
Worte der Liebe
Worte, die schweigen
Worte, die leben und leben lassen
Worte, die ungesagt
Umso lauter sind
Worte, die unverzagt
Unsere Hoffnung sind

Nur Worte

Mancher sagt das Wort stand am Beginn
Mancher denkt das Wort gibt keinen Sinn
Manch Beginnen unterdrückt ein Wort
Mancher Sinn weht durch die Worte fort.

Sollen wir mit Worten Welt gestalten
Oder schweigen und verhaftet sein im Alten.
Wollen wir der Welt ein neues Wort einfügen
oder schweigen —
und mit dem Schweigen lügen.

„Es fiel mir leicht, mich in einen Obdachlosen zu versetzen.“

**Ralph Roger Glöckler
im Gespräch
mit Rüdiger Heins**



Foto: Rüdiger Heins

experimenta_ Lieber Ralph Roger, Du bist in der Welt der Literatur kein unbeschriebenes Blatt. Im Gegenteil, Du hast selbst viele Blätter beschrieben, wenn ich das mal so sagen darf. Dein Œuvre ist, soweit ich das überblicken kann, breit aufgestellt. Dein Werk reicht von Gedichtbänden, Reise-Erzählungen, Novellen, Romanen, bis hin zum Libretto eines Oratoriums. Ich habe großen Respekt vor deiner literarischen Schaffenskraft und ich frage mich: Wie kann ein Schriftsteller alleine so ein „weites Feld“ erschaffen?

Ralph Roger Glöckler_ Wie viele Autoren habe ich als Jugendlicher angefangen, Ge-

dichte zu schreiben, bemerkte aber nach einer Weile, dass mir das Medium nicht ausreichte, um auszudrücken, was mir wichtig war, vor allem, um erzählerisch zu arbeiten. Da es ein großer Schritt hin zur Fiktion ist, also zum Prosaschreiben, kam ich auf die Idee, Reisebücher zu verfassen, bei denen es möglich war, subjektiv lyrisches Empfinden und forschende Aufmerksamkeit zu verbinden. Da ich bereits Portugiesisch an der Tübinger Universität studiert hatte, lag es nahe, ein Portugal-Buch und anschließend eine Trilogie über den Archipel der Azoren zu schreiben, deren dritter Band über die Nonne Teresa da Anunciada (1658 – 1738), Gründerin des bedeutendsten religiösen

Kultes, „Senhor Santo Cristo“, auf den Azoren, keine poetisch-ethnographische Studie mehr ist, sondern Fakten variierende Fiktion. Es fiel mir plötzlich leicht, mich in diese außergewöhnliche Frau zu versetzen, um eine Art inneren Monologes in der Stunde ihres Sterbens zu schreiben. Nun war ich am Ufer von (lyrischer) Prosa und Fiktion angelandet und fühlte mich fähig, den Roman über den amerikanischen Komponisten Charles Ives (1874 – 1954) bzw. die Novelle den Maler Marsden Hartley (1877 – 1943) zu erarbeiten, war also frei, in diese Persönlichkeiten zu schlüpfen, weshalb ich lange Recherchezeiten in den USA verbrachte. Natürlich haben Forschungen ihren besonderen Reiz, wenn sie anfangen, eigene Dynamiken zu entwickeln. Man betritt neue Welten. Gewisse Themen des Alten Testaments ha-

nachzuvollziehen wie es dir gelingt, deinen Schreibprozess über so viele Jahrzehnte in dieser enormen Qualität aufrecht zu erhalten?

Ralph Roger Glöckler_ Es hat mit manchmal langen Unterbrechungen verschiedene Phasen in meiner literarischen Arbeit gegeben. Ich denke, es gehört Leidenschaft dazu, immer weiter schreiben zu wollen. Das ist wie ein Zwang. Es gab Perioden, in denen ich unfähig war, konsequent an einem Text zu arbeiten, was mich sogar dazu brachte, darüber nachzudenken, ob die Idee ein Schriftsteller zu sein, nicht eine Lebenslüge, ein privater Mythos ist. Ein Lissabonner Psychiater hat mir in dieser Krise geholfen, mich auszusortieren. Daraufhin erlebte ich wieder eine ungestüme Schreibphase, in der

„Mag seltsam klingen, aber sie sind mir Heimat.“

ben mich immer gereizt, sie in unsere heutige Zeit zu übertragen, also Motive aus 2Samuel, den Büchern Daniel, Genesis, wobei Romane entstanden sind sowie das Libretto „Tobit“, das der Komponist Stephan Peiffer zu einem Oratorium vertont hat. Die Vielgestaltigkeit meiner Arbeit hängt natürlich mit mich faszinierenden Themen zusammen, die mich auch politisch verorten, und mit der Suche nach einer mir eigenen musikalischen Sprache.

experimenta_ Deine Bescheidenheit spricht ja für dich. Trotzdem möchte ich versuchen,

alle meine letzten Bücher entstanden sind. Um es auf eine Formel zu bringen: Kreative Phasen und Perioden großer Zweifel wechselten einander ab. Die letzte Schreibphase dauerte über zwanzig Jahre. Wie es danach weitergeht, weiß ich nicht. Ich erarbeite gerade ein neues Thema, ob ich es allerdings zu Ende bringe, steht in den Sternen.

experimenta_ Schreiben ist eine Kunst und du gehörst zu den Künstlern, die Kunst virtuell gestalten. Du bedienst in deinen Texten unterschiedliche Themen. Dabei sind die Inhalte sehr gut recherchiert. Wie finden deine

„Kreative Phasen und Perioden groß

Recherchen statt. Wie ist das möglich, dass eine einzelne Person so viele literarische Welten betreten kann?

Ralph Roger Glöckler_ Es gibt für mich zwei Typen von Recherche. Die einfachere, weil praktischere, ist die Schreibtisch-Recherche, also Material lesen, das ich als Buch oder über das Internet beschaffen und auswerten kann. So bei den Romanen, in denen ich Themen des Alten Testaments variere. Der andere Typ besteht aus der Vorort-Recherche, die mich wegen des Themas dazu zwingt, Reisen zu unternehmen, um so viel wie möglich vom Leben meiner Figuren zu erfahren und in deren Nachlässen zu forschen. Was Portugal und die Azoren anbelangt, war ich monatelang dort unterwegs, um Menschen und Orte kennenzulernen. Eine ganz besondere, auch seelisch schwierige Recherche galt dem Massenmörder, den ich im Gefängnis besucht habe. Eine für mich bedeutende Erfahrung. In Bezug auf Charles Ives und Marsden Hartley bin ich in den USA auf deren Spuren gewandelt, habe mich an der Yale University bzw. der Gilmore Music Library und der Beinecke Rare Book and Manuscript Library in deren Nachlässe vertieft, um mehr, auch anderes über diese Künstler zu erfahren und sie besser zu verstehen. Das sind Jahre dauernde Arbeiten. Jedes dieser Bücher ist eine Art Lebensphase. So habe ich zwanzig Jahre benötigt, die richtige Form für das Mörderbuch zu finden, über fünf Jahre für den Ives-Roman und etwa vier Jahre, um die große

Novelle über Marsden Hartley zu vollenden. Ich habe also diese verschiedenen Welten nacheinander betreten, sie haben sich abgelöst. Mag seltsam klingen, aber sie sind mir Heimat.

experimenta_ Deine Figuren bestehen aus unterschiedlichen

Charaktereigenschaften und sie kommen aus differenzierten sozialen Zusammenhängen. Nimmst du deine Protagonisten aus dem wahren Leben, in denen du sie beobachtest, oder sind sie rein fiktiv?

Ralph Roger Glöckler_ Ich habe mich nur anfänglich, bei Gedichten und Reiseerzählungen, selbst eingebracht, alle anderen Figuren sind entweder erfunden, wobei sie von konkreten Personen inspiriert sein können, oder sie sind reale Persönlichkeiten, deren Leben ich auf meine Weise nachvollziehe. Dabei fließen auch immer eigene Erfahrungen ein, berechtigterweise, wie ich denke, weil sich menschliche Erfahrungen ähneln. Bei meinem Roman über den Massenmörder bin ich an die Grenzen meiner selbst geraten, weil ich mir bewusst geworden bin, dass jeder unter den entsprechenden Umständen zu vielem fähig sein kann. Es fällt mir schwer, in meinen Texten von mir selbst zu reden. Das finde ich nicht interessant. Aber ich bemühe gerne meine eigenen Erfahrungen, um andere zu verstehen.

experimenta_ In deiner Erzählung „Gott rümpft die Nase nicht“ begibst du dich mit

Der Zweifel wechselten einander ab.“

einem Protagonisten auf die Straße und entwickelst eine Milieustudie, die sich durch ein hohes Maß an Authentizität auszeichnet. Wie haben sich hierzu deine Recherchen abgebildet?

Ralph Roger Glöckler_ Die Figur des „Eberhard“, von der ich in meiner Novelle erzähle, hat es wirklich gegeben. Ich habe den Mann zufällig nachts getroffen und mich von seiner Einsamkeit beeindrucken lassen, einer der Zuwendung sucht und nicht finden kann, auch, weil etwas in ihm abgetötet ist. Es fiel mir leicht, mich in einen Obdachlosen zu versetzen, der in seiner eigenen Verlassenheit einen anderen, noch Ausgesetzteren erfindet. „Eberhard“ ist also von einer realen Person inspiriert, bleibt aber dennoch eine Erfindung. Eigentlich ist diese Erzählung ein Weihnachtsmärchen, das an einem Ort spielt, der noch demütiger ist, als der Stall von Jesu Geburt. Aber Gott rümpft eben nicht die Nase, das tun nur Menschen, sondern erlaubt, und sei es nur in der Phantasie, ein gewisses Heil zu finden.

experimenta_ Zur Leipziger Buchmesse erscheint dein neuer Erzählband. Um was geht es da?

Ralph Roger Glöckler_

Das Buch umfasst Erzählungen aus etlichen Jahren und verschiedenen Phasen. Bisher unveröffentlichte Texte und andere, die bereits in Büchern oder Magazinen veröffentlicht waren. Die Figuren sind fast alle Außensei-

ter, Fremde in dieser Gesellschaft, gefallene Engel, seelisch Geschundene, die ihr Glück suchen und es oft nicht finden. Auch deshalb heißt das Buch „Gott rümpft die Nase nicht“, weil er weder Moralist noch Spießler oder mieser Advokat ist, sondern zu meinen Figuren stehen würde. Bei allem Pessimismus, zu dem ich fähig bin, gibt es Hoffnung, auch wenn sie sich anders als erwartet erfüllen mag. Ich habe zwei neue Texte eingefügt, in denen ich an die Entstehung der Erzählungen „Max“ und „Villa Sonnentau“ erinnere, die beide in New York entstanden sind. Da erlaube ich mir, im Nachhinein über mich und meine Arbeit zu schreiben. Vielleicht sollte ich sagen, dass meine eigene existentielle Befindlichkeit dazu führt, mich mit gewissen Figuren zu identifizieren und mich politisch bei jenen zu situieren, die Respekt vor der Würde des Menschen haben.

experimenta_ Herzlichen Dank für das Gespräch.

Ralph Roger Glöckler_ Es war mir eine Freude Vielen Dank.

Katja Richter

Künstler und Künstlerinnen in Kriegszeiten

Kraft und Vermächtnis der Kunst – Gestern und heute

In dieser Ausgabe der eXperimenta möchte ich Ihnen eine Künstlerin ans Herz legen, der ich mich besonders stark verbunden fühle. Else Lasker-Schüler, die 1933, ein Jahr nach dem sie den renommierten Kleist-Preis erhalten hatte, vor der NS-Diktatur fliehen und ihre Heimat Deutschland verlassen musste, formulierte sinngemäß:

„Meine Heimat ist das Wort.“

Immer wieder bringt sie zum Ausdruck, dass ihr das Wort als letzte und eigentliche Heimat geblieben ist, indem sie in einem ihrer Gedichte schrieb:

„Längst lebe ich vergessen -im Gedicht.“

Wenngleich die barbarische Terrorherrschaft und Verfolgung durch die Nazis unmissverständlich für sich steht und stehenbleiben muss, so treffen gerade uns Kulturschaffende diese Worte sicherlich besonders ins Herz, in einer Zeit, in der die Weltordnung wieder ins Wanken gerät, Werte und Moralvorstellungen von den Herrschenden zu ihren Gunsten zurechtgebogen und missbraucht werden. In einer Zeit, in der das Wahrlügen durch alte und neue Faschisten auf dem Vormarsch ist, in der die Meinungsfreiheit und die Freiheit des geschriebenen Wortes und der Kunst auch und gerade in der westlichen Welt mehr denn je in Gefahr sind, beschnitten und geahndet zu werden. „Heimat“, ein emotional aufgeladener, ja überladener Begriff, der zu oft herhalten musste und muss, um andere auszugrenzen und auf sie herabzublicken, als seien sie nicht dazugehörig oder gar Menschen zweiter Klasse. „Heimat“, ist vielleicht weniger ein Ort, als ein Gefühl, das wir mit dem verbinden, was uns vertraut, lieb und teuer ist. Ein Gefühl, das uns verbinden und einen kann, immer da, wo wir miteinander leben und uns begegnen.

Für Vertriebene, die vor Krieg, Verfolgung, Armut und Folter fliehen mussten, wird der Begriff „Heimat“ schnell zu einer schmerzhaften Erinnerung und einem großen Verlust. „Heimat“, ist vielleicht viel weniger etwas, das man verteidigen, als etwas, das in uns wachsen und gedeihen kann und das wir mit uns tragen, ganz gleich, wo uns das Leben hintreibt. Der allumfassende Begriff „Liebe“, kann uns „Heimat“ sein. Die Liebe zu Menschen, Tieren, der Natur, der Kunst, Musik oder Literatur, kann „Heimat“ werden und sein.

Else Lasker-Schüler schuf sich mit der Kraft ihrer einzigartigen Phantasie, eine eigene Welt, die sie mit ihren Freunden leidenschaftlich teilte, lebte und feierte. Über Grenzen

und Konventionen hinweg, entstand ein farbenprächtiges Universum in das sie uns mit ihren Gedichten mitnimmt und aus dem sie niemand vertreiben konnte. Und dennoch: Sie sollte Deutschland nie wieder sehen, nie wieder zurückkehren in das Land ihrer Geburt und glücklichen Kindheit. Dem Land ihrer Muttersprache, ihrer Heimat. Mit ihr wurde nicht nur ein Mensch vertrieben, sondern auch ein Stück deutscher Kultur und Literatur.

Else Lasker-Schüler



Else Lasker-Schüler an ihrem 50. Geburtstag

„Als Schülerin habe ich eine bunte exotische extravagante Gestalt geliebt: Else Lasker-Schüler. Ich wollte solche Gedichte schreiben, wie sie und ich habe sie, als ich noch Gedichte geschrieben habe, sicher oft nachgeahmt.“

(Elfriede Jelinek)

*Ich habe zu Hause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note.*

*Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohte.*

(...)

Zerbrochen die Klaviatur.

Ich beweine die blaue Tote.

*Ach liebe Engel öffnet mir die Himmelstür
Auch wider dem Verbote.*

(Else Lasker-Schüler aus dem Gedicht
„Das blaue Klavier“)

Elisabeth „Else“ Schüler erblickt am 11. Februar 1869 als jüngstes von sechs Kindern in Wuppertal-Elberfeld das Licht der Welt. Ihre Mutter, Jeanette Kissing sollte später eine wichtige Figur in ihrem Werk werden. Aaron Schüler, ihr Vater war Privatbankier und kennzeichnete ihre Arbeiten ebenfalls und diente später als Vorbild für die Hauptfigur des Dramas „Die Wupper“. Else verlebt eine glückliche Kindheit von der sie ihr ganzes Leben lang zehrte und die ihre Spuren auch in ihren Werken hinterließ. Eine intensive Geschwisterbeziehung verbindet sie mit ihrem Lieblingsbruder Paul. Als Paul dann kurz vor Elses 13. Geburtstag mit knapp 21 Jahren an Tuberkulose stirbt, prägt dieses Ereignis Else ihr Leben lang. Im Alter von 13 Jahren wird die hochbegabte Else von der Schule genom-

men und privat unterrichtet. Ihr ebenfalls besonders inniges und liebevolles Verhältnis zur Mutter Jeanette fand immer wieder Eingang in Elses Dichtung. 1890 stirbt ihre Mutter, die sie in einem ihrer Gedichte mit den Worten hervorhebt: „Meine Mutter hatte goldene Flügel“.

Else Lasker-Schüler wächst in einem bildungsbürgerlichen jüdischen Elternhaus auf. Die Familie ist nicht assimiliert, die Bindung an jüdische Traditionen eher lose. Es kann als wahrscheinlich angenommen werden, dass Else Lasker-Schüler bereits als Kind mit Antisemitismus konfrontiert wurde.



Collage: Katja Richter

Elisabeth Schüler heiratet schließlich zweimal. 1894 den Arzt Berthold Lasker. Gemeinsam gehen sie nach Berlin. Dort findet sie Anschluss an die Avantgarde, Lebensreform- und Künstlerkreise. Schon bald kommt es zur Trennung zwischen den Beiden. 1899 bekommt sie ihren einzigen Sohn Paul. Der Vater des Jungen blieb geheim. Paul, ihr innig geliebtes Sorgenkind stirbt später schließlich mit nur 28 Jahren an Tuberkulose.

1902 erscheint Else Lasker-Schülers erster Gedichtband „Styx“. Während überwiegend geprägt von der Literatur der Jahrhundertwende Rausch, Jugend und Natur lebensphilosophisch thematisiert werden, sind dort bereits Anklänge an ihre späteren Schaffensphasen zu finden.

1903 heiratete sie dann den zehn Jahre jüngeren Georg Levin, der von allen die ihn liebten in Herwarth Walden umbenannt wurde. Walden, gründete einen Kunstverein und brachte die expressionistische Zeitschrift „Der Sturm“ heraus, die neue Literatur und Kunst vorstellte, so auch die von Else. Sie stand in engem Kontakt und Austausch mit zahlreichen Vertretern dieser Strömung. Darunter Alfred Döblin, Gottfried Benn, Franz Werfel, Karl Kraus und dem Maler Franz Marc.

Sie blieb aber unabhängig und als Schriftstellerin und Zeichnerin, brachte sie sich und ihren Sohn durch die Wirren der Kriegszeit und der Weimarer Republik und war Bedürftigen gegenüber dennoch stets hilfsbereit.

1905 erscheint „Der siebente Tag“. Ihr zweiter Gedichtband.

Else Lasker-Schüler zeigt sich wie sie ist, entblättert ihr Ich in ihren Texten und webt sich selbst ein in eine sprach- und bildgewaltige Welt, die doch an Zerbrechlichkeit und Träume rührt. Ihre geheimnisvollen Traumwelten bergen nicht nur ihr Herz und ihre Seele. Sie gibt sich ganz sich selbst hin. Eine bedingungslose Hingabe an ihr Innerstes und doch auch an ihr Hadern mit der Welt:

*„Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,
Lastet grabesschwer“*

Sie sterbe am Leben und atme im Bild wieder auf, begründete sie einmal ihre unermüdliche Arbeit:

*„Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
an der wir sterben müssen.“*

(1903 aus: Werke und Briefe Bd.1 Gedichte, Jüdischer Verlag)

Ihre Verletzbarkeit und doch auch die Stärke, die ihr innewohnte, lassen sich in diesem prägnanten Satz der Dichterin finden:

*„Ich glaube, so hat Niemand barfuß sein Herz
durch die Menge gehen lassen wie ich.“*

1910 erscheint in „Der Sturm“ ihr wohl berühmtestes Gedicht „Ein alter Tibetteppich“. Ihre darin enthaltenen exotischen Vorstellungswelten und ihre ornamentale Sprache stehen exemplarisch für ihre Lyrik in dieser Zeit.

Karl Kraus schrieb vollkommen begeistert: „*Das Gedicht gehört für mich zu den entzückendsten und ergreifendsten, die ich je gelesen habe.*“

1912 folgt nach der Trennung von Herwarth Walden, die zweite Scheidung. Else Lasker-Schüler schlägt sich ohne eigenes Einkommen durch, unterstützt von Freunden, insbesondere von Karl Kraus. Im Sommer 1912 trifft sie Gottfried Benn. Zwischen den Beiden entsteht eine innige Freundschaft, die die Dichterin zu einer stattlichen Anzahl an Liebesgedichten inspiriert und Gottfried Benn widmet.

Für das Titelblatt der Septemбераusgabe 1912 der Kunstzeitschrift „Der Sturm“, erschafft Franz Marc den Holzschnitt „Versöhnung“. Eine Illustration des gleichnamigen Gedichts von Else Lasker-Schüler. Zwischen Franz Marc und der Dichterin entwickelt sich eine enge Freundschaft. In dieser Zeit entstehen zahlreiche eigenhändig bemalte Karten, sowohl von Franz Marc, als auch von Else Lasker-Schüler.

Die Lyrikerin schreibt auch immer wieder Gedichte an und über Dichterkollegen. Beson-



„Prinz Jussuf von Theben“

ders bewegend sind die von ihr verfassten lyrischen Nachrufe auf Freunde, die im Ersten Weltkrieg ihr Leben ließen, wie beispielsweise Franz Marc und Georg Trakl. Mit dem Dichter Gottfried Benn verbindet sie zeitweise eine Liebesbeziehung. Mit Fantasienamen adressiert sie in ihren Gedichten auch immer wieder an ihn. Das Jahr 1912 wird als eines ihrer Schlüsseljahre beschrieben. Auch sich selbst erschafft sie eine phantastische Identität und wird zu „Prinz Jussuf von Theben“. Er wird ihr orientalisches, alttestamentliches, doch modernes genderfluides Alter Ego. Else schafft eine „orientalisch-ägyptisch-arabisch-jüdische Existenz“, unterschreibt ihre Briefe mit „Prinz Jussuf von Theben“ oder anderen von ihr erschaffenen Phantasienamen. Ein eigenes Universum entsteht. Sie bezieht Freunde und Seelenverwandte ein in ihre selbster-schaffene Welt. Franz Marc greift sogar orientalische Symbole der Freundin auf und

setzt sie in eigenen Bildern um. All dies wirkt sich auch auf Elses Dichtkunst aus. Geschlechtergrenzen werden aufgeweicht. Die Dichterin, ihrer Zeit weit voraus. Sie trifft in

Sindelsdorf und München Künstler aus dem Kreis des „Blauen Reiter“ . Sie zollt ihren Freunden, die im Ersten Weltkrieg fallen Tribut in dem sie einen Briefroman verfasst und versieht „Der Malik“ mit der Widmung: Meinem unvergesslichen Freund Franz Marc / DEM BLAUEN REITER/ in Ewigkeit.“

Unvergessen auch ihr Gedicht „Senna Hoy“, in dem sie eines verstorbenen schwulen Freundes gedenkt.

1913 veröffentlicht sie schließlich ihren vierten Gedichtband „Hebräische Balladen“. Der Titel soll auf Heines „Hebräische Melodien“ anspielen. Alttestamentarische Mythen werden teilweise stark verfremdet. Else Lasker-Schüler setzt sich einerseits mit den kulturellen Grundlagen des Judentums auseinander, andererseits spielt eine starke Erotik eine wichtige Rolle. Ihr Schwerpunkt bleibt ihre Liebeslyrik und in deren Kosmos vollziehen sich immer wieder Bezüge auf religiöse Mythen und ihre orientalischen Vorstellungswelten. Immer wieder greift sie die gemeinsamen kulturellen Grundlagen von Christentum und Judentum auf und hebt die geistige Nähe zwischen Islam und Judentum hervor. Trotz ihrer immer stärker werdenden Hinwendung zum Judentum, bleibt sie zu Bewegungen des politischen Zionismus auf Abstand.

Die Zahl ihrer Bewunderer und Freunde stieg stetig.

*„Ich habe Liebe in die Welt gebracht,
dass blau zu blühen jedes Herz vermag.“*

sagte sie von sich selbst.

Und weiter spricht sie in ihrem Briefroman „Der Malik“ von
*„der wunderlosen kalten Welt ... deren Hauptsünde die Nüchternheit war,
der tote Fisch im Herzen.“*

In der Zeit der Weimarer Republik, fand Else Lasker-Schüler breite Anerkennung. Es erscheint die zehnbändige Werkausgabe 1919 und die Uraufführung ihres Theaterstückes „Die Wupper“ im Deutschen Theater.

1921 erscheint die stark poetische, märchenhafte und mystische Erzählung „Der Wunderrabbiner von Barcelona“. Ein wundersamer Rabbiner, dem übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden, steht im Mittelpunkt der Erzählung und verkörpert viel mehr eine spirituelle Idee von Gott, Liebe zu den Menschen und Weisheit. Die prosaische Erzählung kann als eine poetische Vision Else Lasker-Schülers verstanden werden.

Im Jahr 1925 geht die Dichterin mit ihrer im Lago-Verlag Zürich publizierten Streitschrift mit dem Titel „Ich räume auf! Meine Anklage gegen meine Verleger“ gegen ihre früheren Verleger, darunter Paul Cassirer, Alfred Flechtheim und Kurt Wolff vor. Else Lasker-Schüler fühlte sich ausgebeutet und ungerecht behandelt. Sie klagt an, dass die Verleger sich finanziell an ihren Werken bereichert hätten, während sie selbst in Armut lebte und kaum von einem wirtschaftlichen Erfolg ihrer Texte profitieren konnte. Die Streitschrift stellte eine öffentliche Anklage dar und stellte das Verlagssystem in Frage:

***„Ich habe meine Verleger reich gemacht und bin selbst arm geblieben.
Man hat meine Bücher verkauft, mich aber nicht mitverkauft.
Ich stand draußen, während drinnen mit mir gehandelt wurde.“***

Die Streitschrift zeigt die Dichterin, auch hier ihrer Zeit voraus, kämpferisch und verletzlich zugleich. Auch heute, hundert Jahre später, werden Autoren und Autorinnen vielfach ausgebeutet, ist ein Leben vom Schreiben, bis auf wenige Ausnahmen, eines von der Hand in den Mund. Dass sie diese Fragen schon damals aufwirft, zeugt von ihrem tiefen Verständnis für die Kunstarbeit an sich, deren Wert und ihrem Wunsch danach, dass Kunschtchaffende von ihren Werken leben können müssen. Ihr kühnes Unterfangen kam sie letztendlich teuer zu stehen, da sie in Folge dieser Streitschrift über viele Jahre keine neuen Verleger mehr finden konnte.

Nach dem frühen Tod ihres einzigen Sohnes Paul im Jahr 1927 stürzt Else Lasker-Schüler in eine tiefe Krise. Sie veröffentlicht den Nachruf „Mein Sohn“.

1932 erhält sie schließlich, kurz vor der Machtübertragung an die Nationalsozialisten, noch den Kleistpreis.

Else, die stolz sagte: „***Ich bin Jude. Gott sei Dank.***“

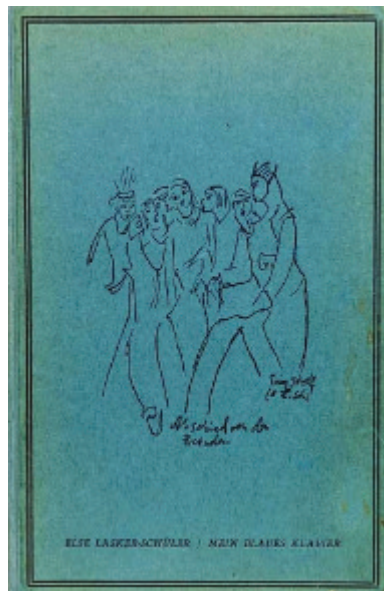
erlebt die Zeit des zunehmenden Antisemitismus, der auch bei ihr seine Spuren hinterlässt und sie zunehmend belastet.

Bereits in den frühen 1930er Jahren wird die Dichterin mehrfach antisemitisch angegriffen. Hetze und Gewalt waren unmittelbar an sie als jüdische Künstlerin gerichtet. Im April 1933 wird sie in Berlin auf offener Straße von SA-Männern attackiert und geschlagen. Ihre Bücher werden von Studenten vor der Berliner Staatsoper verbrannt. Traumatische Ereignisse, die ihr vor Augen führten, dass sie in Deutschland nicht mehr in Sicherheit war. Nur ein Jahr, nachdem sie den Kleistpreis erhalten hatte, muss sie noch im selben Jahr vor dem Naziregime in die Schweiz fliehen. Hier kommt sie in Kontakt mit der Familie Mann. Um ihre Aufenthaltserlaubnis in der Schweiz immer wieder zu verlängern, muss sie wiederholt nach Palästina ausreisen. 1938 wird ihr die deutsche Staatsbürger-

schaft aberkannt. Schließlich wird ihr dann im Jahr 1939 die Wiedereinreise in die Schweiz verwehrt. Die Dichterin sieht sich gezwungen, nach Palästina zu emigrieren und zerbricht immer wieder an den Nachrichten aus Europa. Sie verliert sich in der Emigration. Else Lasker-Schüler lebte in ihren letzten Jahren in Jerusalem, schuf sich neue intellektuelle Kreise, organisierte Vorträge über religionsphilosophische Themen. Den Religionsphilosophen Ernst Simon verehrte sie in ihren letzten Jahren besonders und widmet ihm zwölf ihrer Gedichte aus dem Band „Mein blaues Klavier“.

1943 erschien ihre letzte Gedichtsammlung „Mein blaues Klavier, Neue Gedichte“ in Jerusalem in einer Auflage von 330 Exemplaren, der von ihrem Freundeskreis überschwänglich gefeiert wird. Sie widmete den Band:

„Meinen unvergesslichen Freunden und Freundinnen in den Städten Deutschlands -und denen, die wie ich vertrieben und zerstreut. In Treue!“



In ihren Gedichten aus der Sammlung „Mein blaues Klavier“ (1943) kommen Verzweiflung, Weltschmerz und die Exilsituation der Dichterin zum Ausdruck. „Mein blaues Klavier“ steht für eine Metapher, die den Zivilisationsbruch durch die Terrorherrschaft der Nazis beherbergt.

Den Traum einer deutsch-jüdischen Versöhnung gab sie dennoch nie auf.

Die Dichterin bleibt unglücklich in Palästina. Der Verlust ihrer Heimat und Freunde, die belastende Kriegssituation in Europa, die Nachrichten von den Konzentrationslagern der Nazis, aber auch die arabischen Aufstände in Palästina unter britischem Mandat und die Bestimmungen von 1939 mit drastischen Einfuhrbeschränkungen für jüdische Flücht-

lingsschiffe, belasteten sie sehr. Else Lasker-Schüler greift immer wieder Elemente verschiedener Religionen auf und tritt weiterhin für eine Versöhnung von Christen, Juden und Arabern ein und unterstützt den Friedensbund „Brit Schalom“. Allerdings gehört die Dichterin damit zu einer Minderheit. Im Alter von 70 Jahren wird sie in Jerusalem unter Siedlern und Intellektuellen zu einer Spottfigur. 1942 gründet sie noch den literarischen Salon „Kraal“, den der Philosoph Martin Buber schließlich am 10. Januar 1942 in einem französischen Kulturzentrum eröffnet. Else Lasker-Schüler wird schließlich verboten Lesungen und Vorträge auf Deutsch abzuhalten. In einem ihrer letzten Briefe bittet sie die Alliierten ihre Geburts -und Heimatstadt Wuppertal und die Umgebung von Bombenangriffen zu verschonen.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges erlebt sie nicht mehr und stirbt an den Folgen eines Herzinfarkts am 22. Januar 1945. Sie wird auf dem Ölberg in Jerusalem bestattet.

Im Deutschland der Nachkriegszeit erlebt Lasker-Schülers Werk dann wie das vieler Exilschriftsteller eine Vereinnahmung, Ignoranz und Vereinfachung. Ausgerechnet Gottfried Benn, der Else Lasker-Schüler als die größte Dichterin, die Deutschland je hatte, beschrieb und der sich anfänglich dem Nationalsozialismus angeschlossen und Exilliteraten verunglimpft hatte, vereinnahmte ihr Werk als Ausdruck einer „Seinsgemeinschaft“ des Jüdischen und Deutschen. In der damals noch weitverbreiteten nationalsozialistisch geprägten Nachkriegsgermanistik gab es nur wenige fundierte Informationen über Else Lasker-Schülers Werk. Lange wurde die Dichterin als naiv und kindlich-phantasievoll eingeordnet und wurde so einer Frau, die stets sehr wachsam und informiert über das Tagesgeschehen die Dinge einordnen konnte, nicht gerecht. Ihr Werk galt lange als „zu expressionistisch“, „zu subjektiv“ oder tatsächlich -unausgesprochen-, als „zu jüdisch“. Sie wurde weder systematisch gelesen noch gelehrt. Ihre Exillyrik, ihre jüdische Bilderwelt und ihre emotionale Radikalität passten nicht ins literarische Selbstverständnis der



Porträt gemalt von Stanislaus Stückgold

„Trümmerliteratur“ der Nachkriegszeit. Erst in den 1960er Jahren erschienen Neueditionen ihrer Gedichte und Briefe, in einer Zeit der wachsenden Auseinandersetzung mit Exilliteratur, jüdischen Autoren und Autorinnen und verdrängter NS-Verfolgung. Die Forschung setzte sich nun mit ihr als zentraler Expressionistin und nicht mehr nur als exzentrischer Randfigur auseinander, so dass sie nun anerkannt wurde als Schlüsselstimme des literarischen Expressionismus und als eine Pionierin moderner, subjektiver Lyrik, die Judentum, Mystik, Liebe und Schmerz poetisch auf neue und einzigartige Weise verband.

In den 1970er Jahren fanden ihre Werke dann Aufnahme in Schul- und Universitätscurricula. Zahlreiche Neu- und Werkausgaben erscheinen und ihre Briefe, Dramen und Prosa wurden stärker beleuchtet und rezipiert.

Straße, Schulen und Literaturpreise werden nach Else Lasker-Schüler benannt.

In den 1990er Jahren wird Else Lasker-Schüler als jüdische Autorin im deutschsprachigen Raum und als Vorläuferin queerer und gendernonkonformer Selbstentwürfe noch breiter

gelesen. Ihr Werk gilt heute als unverzichtbar, formal radikal, emotional kompromisslos und historisch als zentral für das Verständnis deutscher Literatur vor und nach den Jahren der Terrorherrschaft des NS-Regimes. Else Lasker-Schüler nimmt somit in der deutschen Erinnerungskultur eine lange unterschätzte, heute aber umso wichtigere Rolle der Bedeutung ein. Sie steht nicht nur für ein literarisches Werk, sondern für eine Erfahrungsgeschichte, die Erinnerungskultur im Kern berührt. Ausgrenzung, Verfolgung, Exil und das Weiterleben von Sprache trotz Gewalt.

Was ihr und so vielen anderen durch die NS-Verbrechen widerfahren ist, zeigt auf dramatische Weise auf, dass die Ideologie der Nazis nicht nur Millionen von Leben barbarisch vernichtete, sondern auch kulturelle Netzwerke, ästhetische Innovationen und literarische Zukünfte, die für Deutschland auf immer verlorengegangen sind.

Quellen: „Mein Herz – Niemandem“ – Das Leben der Else Lasker-Schüler Kerstin Decker, Lenbachhaus.de, Deutsches Historisches Museum, Georg-August Universität Göttingen, Deutschlandfunk, fembio.org, Else Lasker-Schüler Gesellschaft, wikipedia, NDR, BR Radiowissen, ARD Audiothek, Lesedusche, PlanetLyrik.de



Katja Richter, Jahrgang 1979, geboren im saarländischen Merzig, versteht sich als Bild -und Wortkünstlerin, verschiebt immer wieder Grenzen des gesellschaftlichen Diskurses und rückt das Menschsein in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten. Die Kraft und das Vermächtnis der Kunst für die Menschheit hin zu einer Vision im Hinblick auf andere Gesellschaftsformen treiben sie stets an. Einige ihrer Kurzgeschichten und Gedichte erschienen in verschiedenen Anthologien. Die Künstlerin und Schriftstellerin lebt mit ihrer Familie in der Gemeinde Beckingen im Saarland.

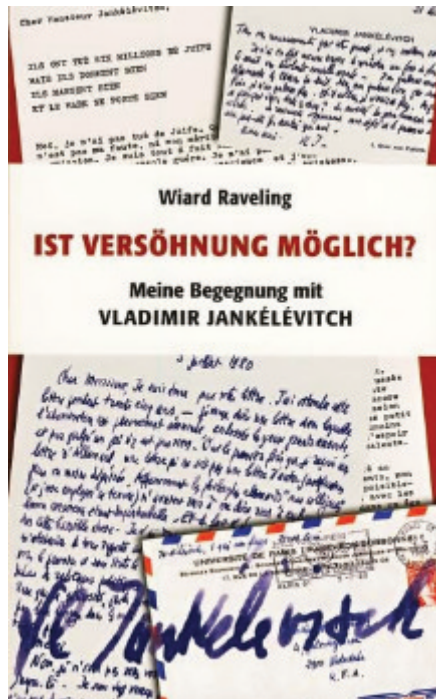
Weitere Informationen zu ihren Arbeiten auch im Internet:
www.katja-richter.net

Wiard Raveling

Wiard Raveling: Ist Versöhnung möglich? Meine Begegnung mit Vladimir Jankélévitch

ISENSEE Verlag Oldenburg 2014, ISBN 978-3-7308-1095-8

Vladimir Jankélévitch (1903-1985) gilt in Frankreich als sehr bedeutender Philosoph, in Deutschland ist er aber immer noch recht unbekannt. Er hatte als junger



Mensch Deutsch gelernt, die deutsche Kultur (Musik, Philosophie, Dichtung) geliebt, über den deutschen Philosophen Schelling promoviert. Sein Vater, ein aus der Ukraine eingewanderter Jude, war der erste, der Freud ins Französische übersetzt hatte. Als Jude wurde Vladimir Jankélévitch während der deutschen Besatzung verfolgt. Als er dann nach dem Krieg vom ganzen gigantischen Ausmaß der Judenvernichtung erfuhr, vollzog er einen radikalen und endgültigen Bruch mit der deutschen (ja, der deutschsprachigen) Kultur. Er wollte nie wieder Deutsch sprechen oder lesen und nie wieder einen Fuß auf deutschen Boden setzen. Er schrieb nie wieder etwas über einen deutschen Philosophen, Dichter oder Komponisten. Er war bis zum Ende

seines Lebens unheilbar allergisch gegen alles Deutsche. Ja, es ist nicht übertrieben, wenn man hier von einem tiefen, unüberwindlichen und unversöhnlichen Hass spricht. Niemals wollte er „den Deutschen vergeben“. Am deutlichsten wird seine diesbezügliche Haltung in seinem Text „L'imprescriptible“ („Das Unverjährbare“, deutsche Übersetzung veröffentlicht im Suhrkamp-Band „Das Verzeihen, Essays zur Moral und Kulturphilosophie“).

Dann, im Jahre 1980, sagte er sinngemäß in der Rundfunksendung „Le Masque et la Plume“: „Die Deutschen haben sechs Millionen Juden umgebracht, aber sie schlafen gut, sie essen gut, und der Mark geht es gut.“ Als ich dies gehört hatte, schrieb ich ihm einen langen Brief. Und dieser Brief hat ganz erstaunliche Folgen gehabt.

Der Philosoph und sein Gesprächspartner, der Rundfunkjournalist, Romancier und Diplomat François-Régis Bastide, haben sehr freundlich auf meinen Brief geantwortet. Beide haben mich zu sich nach Hause eingeladen. In seinem Antwortbrief schrieb mir Jankélévitch, er warte auf diesen Brief seit dreißig Jahren. Er lade mich zu sich nach Hause ein, ich würde empfangen werden wie der ‚Bote des Frühlings‘ (le messager du printemps). Ich habe beide besucht, Bastide sogar mehrere Male. Ich habe bis zu ihrem Tod mit dem Philosophen und dem Journalisten/Romancier/Diplomaten korrespondiert.

Ich habe Jahre später über diese Begegnung und über den Menschen Jankélévitch und sein Werk mehrere Radiosendungen gemacht, zuerst für Radio Bremen, dann auch eine in der Radioessay-Reihe des (damaligen) Süddeutschen Rundfunks. Die Radio Bremen-Sendung, an der auch der Physiker und Philosoph Carl-Friedrich von Weizsäcker mitgewirkt hat, ist auch vom Westdeutschen Rundfunk (WDR) gesendet worden. Ich habe in einem langen Essay in der Zeitschrift SINN UND FORM (Mai/Juni 1997) den Philosophen, sein Werk und seine (Nicht-)Beziehung zu Deutschland vorgestellt und erläutert. In fünf Nummern dieser Zeitschrift (Mai/Juni 1997, Mai/Juni 1998, Nov./Dez. 1999, Nov./Dez. 2001, Nov./Dez. 2003) wurden dann in erstmaliger deutscher Übersetzung längere Ausschnitte aus Werken des Philosophen veröffentlicht. Vor diesen Veröffentlichungen gab es ein einziges Buch von ihm in deutscher Übersetzung: „Ravel“ in der Rowohlt Bildmonographie-Reihe, das aber schon längst wieder vom Markt genommen wurde. Jetzt gibt es von Jankélévitchs Werk ein Dutzend Titel in erstmaliger deutscher Übersetzung, die meisten bei Suhrkamp und beim kleinen Wiener Verlag Kant+Turia.

Als man in Frankreich des zehnten Todestages des Philosophen gedachte, veröffentlichte das Magazine Littéraire meinen Briefwechsel mit Jankélévitch. Das war in Frankreich ein Ereignis, wie man mir mehrfach versichert hat.

Der Radiosender France Culture widmete diesem Gedenken an einem Sonntagnachmittag und am Abend mehrere Stunden Sendezeit. Und ich wurde gebeten, die Sendezeit zwischen 20.45 und 22.30 Uhr zu bestreiten – auf Französisch. Dies war vom Sender als ganz besondere Versöhnungsgeste gedacht.

Die Philosophin und Romanautorin Catherine Clément macht in ihrem Roman *La Putain du Diable* (Die Hure des Teufels), in dem es um die französische Philosophie

seit dem Zweiten Weltkrieg geht, unseren Briefwechsel und meinen Besuch bei dem Philosophen zum Gegenstand einer Szene. Vorher hatte sie ihn schon im Magazine Littéraire kommentiert und gewürdigt. Catherine Clément ist die Autorin der Romane „Theos Reise“ und „Martin und Hannah“ (über die Beziehung zwischen Martin Heidegger und Hannah Arendt). Inzwischen wird mein Briefwechsel mit Jankélévitch in französischen Schulen zusammen mit Camus' Lettres à un ami allemand gelesen.

Der Philosoph Jacques Derrida hat in seinem letzten Buch den Briefwechsel ausführlich zitiert und kommentiert. Er hat mich noch kurz vor seinem Tode angerufen und wir haben lange miteinander gesprochen.

Auf die Sendungen und Zeitschriftenveröffentlichungen haben mir zahlreiche Hörer und Leser Briefe geschrieben, Deutsche und Franzosen, Juden und Nichtjuden.

Ich habe weitere interessante Menschen kennen gelernt, zum Beispiel den französischen Musikwissenschaftler und Komponisten Fabien Lévy, der meine Bekanntschaft gesucht hat. Er hat vom französischen Kulturminister den Auftrag bekommen, für die Fünfzig-Jahr-Feier des Deutsch-Französischen Vertrags (Élysée-Vertrag) eine Komposition zu machen. Dafür hat er Texte von Nietzsche und Camus und Ausschnitte meines Briefes an Jankélévitch genommen.

Anfang 2012 wurde ich vom Mémorial de la Shoah in Paris (das ist die zentrale Gedenkstätte für die ermordeten französischen Juden) eingeladen, um über meine Begegnung mit Jankélévitch zu sprechen.

Das war nur eine Auswahl der Reaktionen. Kurzum: Dieser spontan geschriebene Brief eines völlig unbedeutenden 41-jährigen Gymnasiallehrers hat nicht nur mein Leben verändert, sondern auch sonst ganz erstaunliche und weitreichende Folgen gehabt.

Über alles dies habe ich das vorliegende Buch geschrieben. Und noch über einiges mehr: über Begegnungen mit Juden und Franzosen, über den Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit, über den Antisemitismus großer Geister, über Antisemitismus und Antizionismus. Und über die Vergebung.

Das Vorwort stammt von Georges-Arthur Goldschmidt.
Das Buch ist in einer zweisprachigen Ausgabe erschienen.

Wiard Raveling, geboren 1939 in Emden, Ostfriesland. Studium der Philologie, Philosophie und Pädagogik in Göttingen und Grenoble. Viele Jahre lang Fremdsprachenlehrer im Gymnasium. Ein Jahr als Fulbright-Stipendiat in einem College in den USA. Veröffentlichungen: Radiosendungen, bisher acht Bücher, zahlreiche Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften. Mit einem längeren Essay in der Zeitschrift SINN UND FORM, sowie in vier weiteren Nummern dieser Zeitschrift mit Ausschnitten in erstmaliger deutscher Übersetzung aus seinen Werken habe ich maßgeblich dazu beigetragen, dass der französisch-jüdische Philosoph und Musikwissenschaftler Vladimir Jankélévitch in Deutschland endlich bekannter geworden ist. Im März 2014 ist von mir im Deutschlandfunk eine „Lange Nacht“ über den amerikanischen Schriftsteller Ambrose Bierce gesendet worden. 2019 erschien mein Buch „Die englische Sprache einst und jetzt und demnächst“. 2023 erschien mein Roman „Der Erfinder, Roman in Dialogen“. Meine drei letzten Bücher sind „Knetet die Lady das Brot? Interessante und überraschende Etymologien“ (2023), „Die Ohrfeige, Kurzprosa“ (2024), „Englisch, jetzt Englisch, nur noch Englisch (Wie Deutsche und Franzosen mit Anglizismen umgehen) – Eine Streitschrift“ (2025).





© Kemal Balkan



© Kemal Balkan

Alex Meier

Valentina Dsora: stimmpigmente Gedichte

Brigitta Pauli-Glutz, Illustrationen

Hardcover, 126 Seiten, 7 farbige Illustrationen

PRO LYRICA 2025, ISBN 978-3-907551-95-0



Die Flötistin, Lyrikerin und diplomierte Mentaltrainerin Valentina Dsora, *1965, wuchs in Basel und Bern auf, wo sie heute auch ihren Wohnsitz hat. Sie studierte Germanistik, Theologie und vergleichende Religionswissenschaften, erwarb einen Master of Arts in Kunst- und Ausdruckstherapie und das Lehr- und Konzertdiplom Flöte. Ihr Name ist ein literarisches Pseudonym. Dsora geht auf einen der siebenbürgischen Vornamen ihrer Urgrossmutter zurück. Eine Referenzbezeugung gegenüber den Vorfahren schwingt hier mit.

Der Titel von Valentina Dsoras neuestem Gedichtband (mit einem Prolog von Peter Rudolf, Lektor, und einem Epilog von Prof. Dr. Mario Andreotti) lautet *stimmpigmente*. Er geht auf eine sehr existentielle Erfahrung zurück – auf eine Zeit des Stimmverlustes. In dieser monatelangen, krankheitsbedingten Phase wurde der Autorin bewusst, wie farblos und eingeschränkt Kommunikation ohne Stimme ist. In dieser Phase hatte sich ihre lyrische Stimme wieder gemeldet. Mit ihr und mit der Rückkehr der physischen Stimme kehrten auch die Farben zurück – innerlich wie äusserlich. Daraus ergab sich der Farbfächer des Buches: Gold – Umbra – Azur – Purpur – Magenta – Indigo – Lichtpigment. Diese Farben entsprechen einem inneren poetischen Weg (ihre innere Symbolik ist im letzten Teil des Buches zusammengefasst). Die Illustratorin Brigitta Pauli-Glutz hat diesen Prozess intuitiv mitgetragen.

Unlängst bot sich für Valentina Dsora anlässlich einer Veranstaltung von Prolyrica in Zürich die Gelegenheit, ihr Buch vorzustellen. Sie las behutsam ausgewählte Gedichte aus den insgesamt sieben Kapiteln vor. Mit interpretierender Stimmführung. Die Anwesenden hörten Verse von grosser Lebendigkeit. Da stand offensichtlich

kein E.A. Poe Pate, der in einem Essay u.a. einmal die Ansicht vertrat, ein gutes Gedicht sei das Resultat planmässiger, mathematischer Präzision. Valentina Dsora geht anders vor. Wenn sie schreibt, hat der Klang der Wörter zunächst grosse Bedeutung. Bilder und Assoziationen folgen. Es ergibt sich spielerisch ein Gedicht, das oftmals bewusst Interpretationsspielraum offen lässt.

Gerne wird angenommen, Gedichte würden Weltverklärung betreiben. Wer sich auf „stimpigmente“ einlässt, der wird eines Besseren belehrt. Thematisch begegnen wir einer unvollkommenen Welt, in der es viel Leid und Ohnmacht gibt. Kommt indessen Schönheit vor, ist sie nie Selbstzweck, sie ist laut der Autorin „tatsächlich täglich als Möglichkeit eines tiefen Einverständnisses zwischen meinem Inneren und dem Aussen gegenwärtig, als Ausdruck von Lebendigkeit, Resonanz und Balance.“

se tenir la main

heut abend will ich lichter greifen
mit dir in den himmel reiten
weit uns breiten
lichtgeschwind

schnuppten uns die sterne
flögen uns die hände
schwebten wir
dahin

(stimpigmente, GOLD, S.22)

„Wie jedes Gemälde in einem Tagebuch seinen Platz findet.“

Im Gespräch mit Kemal Balkan



Foto: Balkan

experimenta_ Kemal, du bist kein Unbekannter in der Kulturszene. Du hast Kunsttherapie studiert und widmest dich vielen sozialen Projekten. Dabei unterstützt du Migrantenorganisationen und du warst Artist bei ETCA GERMANY. Was bedeutet Kunst für dich?

Kemal Balkan_ Die Frage, was Kunst für mich bedeutet, ist meiner Meinung nach zu eng gefasst. Wichtiger finde ich die Frage, welches Kunstverständnis in unserer Gesellschaft vorherrscht. Mich interessiert weniger Kunst zu definieren, als zu beobachten, wie sie heute wahrgenommen, eingeordnet, instrumentalisiert und ihrer Bedeutung entfremdet wird. Besonders im sozialen und politischen Kontext.

experimenta_ Dein Malstil ist expressionistisch. Erläutere doch bitte einmal die Entste-

hung eines deiner Gemälde, hinsichtlich deiner entstandenen Kunstrichtung.

Kemal Balkan_ Eigentlich würde ich eher sagen: Ich bin ein »Neuer Wilder«. Während die alten Expressionisten auf Krieg und Umbrüche reagierten, war uns in den 1980er-Jahren die Kunst einfach zu trocken und zu logisch.

Wenn ich vor einer großen Leinwand stehe, plane ich nicht viel – ich lege einfach los. Ich brauche dicke Farbe und Materialien wie Stoffe oder Knöpfe, um dem Bild Leben zu geben. Am Ende ist jedes Gemälde wie ein Tagebucheintrag, in dem alles Platz findet: meine Gefühle, politische Themen und mein ganzes Leben.

experimenta_ Kemal, eines deiner Gemälde, das „Pianistin“ Gemälde, würde ich gerne einmal interpretieren. Für mich fällt dieses

Gemälde von dir aus dem üblichen Rahmen deiner sonstigen Bilder. Lediglich dem Titelstil bleibst du hier treu, da er nur vage einen Aufschluss zum Bild liefert. Es ist für mich ein Anreiz sich mit diesem unvollständig titulierte Gemälde zu beschäftigen.

Pianistin – wo ist sie? Ich ging zuerst auf die Suche nach ihr und fand eine kleine Figur stehend platziert in einer runden weißen Erdkugel, die du auf den Saiten des Pianoflügels drapiert hast. Traut sie sich nicht an das Piano? Ist der mentale Druck für Sie zu groß, sodass sie sich lieber zwischen den Saiten und dem Korpus aufhält, den du für sie so wunderschön in Form eines Sternenhimmels gemalt hast? Dort scheint sie sich geborgen zu fühlen, so scheint es und für mich als Betrachterin deines expressionistischen Gemäldes ist die gedankliche Reise noch lange nicht zu Ende. So, wird es sicherlich vielen Menschen beim Betrachten dei-

wenn der Betrachter das ‚fehlende Stück‘ seiner eigenen inneren Welt auf der Leinwand ergänzt.

Dass du die Pianistin in der weißen Kugel, mitten im riesigen Universum, wahrgenommen und ihre zaghafte Haltung gespürt hast, hat mich sehr berührt. Beim Arbeiten an der 200 × 150 cm großen Leinwand habe ich das Piano nicht nur als Instrument verstanden, sondern als einen Tempel, der Unendlichkeit und Sterne in sich trägt. Dass die Pianistin darin so klein erscheint, ist bewusst gewählt – denn auch wir sind im Rhythmus von Leben und Kosmos erstaunlich klein.

Vielleicht hat sie Zuflucht vor der Härte der Klaviersaiten gesucht – in der Weichheit des Sternenhimmels und im Schutz der weißen Kugel. Mir war wichtig, dass ihre Präsenz im Betrachter eine innere ‚Stille‘ auslöst. Der Titel bleibt bewusst offen, damit jeder selbst

„Ich bin ein Neuer Wilder.“

ner Gemälde gehen und genau dies ist es was deine Kunst ausmacht. Sie lässt Raum zum Interpretieren, träumen, weißt aber auch ganz leise auf gesellschaftliche Themen ist, die es wert sind sich damit auseinander zu setzen.

Kemal, ist es das was du mit deiner Kunst ausdrücken möchtest?

Kemal Balkan_ Genau das ist der Punkt: Meine Kunst erwacht erst dann zum Leben,

entscheiden kann, warum sie nicht spielt oder sich verbirgt.

Wenn dieses Bild zum Nachdenken über gesellschaftlichen Druck, individuelle Ängste oder unsere große Einsamkeit anregt, dann haben meine Pinselstriche ihr Ziel erreicht. Kunst heißt für mich nicht nur zu zeigen, sondern neue Fragen zu öffnen.

experimenta_ Du bist kein „leiser“ Künstler, gehst mit aktuellen, auch politischen The-

men immer wieder mal lautstark an die Öffentlichkeit, ermahnst, rüttelst am Gedankengut der Menschen, erinnerst daran dass alle Menschen gleich sind. Was sind deine Beweggründe?

Kemal Balkan_ Ich spreche nicht laut; ich stelle mich lediglich gegen den Komfort des Schweigens. Mein Leben und meine Beobachtungen zeigen mir, dass Ausgrenzung und Ungleichheit nach wie vor existieren. Für mich ist Kunst ein Raum der Verantwortung. Wenn ich soziale oder politische The-

drängt werden – egal, ob sie sozialer, politischer oder rein emotionaler Natur sind.

Dabei geht es mir nicht primär um Ausstellungen oder Preise. Mein eigentliches Ziel ist erreicht, wenn meine Arbeiten Menschen innerlich berühren, sie zum Nachdenken anregen und vielleicht ein kleines Stück Bewusstsein in unserer Gesellschaft öffnen.

Außerdem liegt mir viel daran, junge Künstlerinnen und Künstler zu ermutigen, ihre eigenen Wege zu gehen und ihre persönliche

„... ich stelle mich lediglich gegen den Komfort des Schweigens.“

men verarbeite, möchte ich nicht belehren, sondern erinnern: Wir alle sind gleich, verletzlich und miteinander verbunden.

Kunst muss Fragen stellen können, sie muss Reflexion und Empathie beim Betrachter auslösen. Deshalb ist es mein Ziel, mit meinen Arbeiten Räume für Dialog und Bewusstsein zu schaffen.

experimenta_ Was möchtest du in Zukunft noch erreichen? Hast du dir weitere Ziele gesteckt?

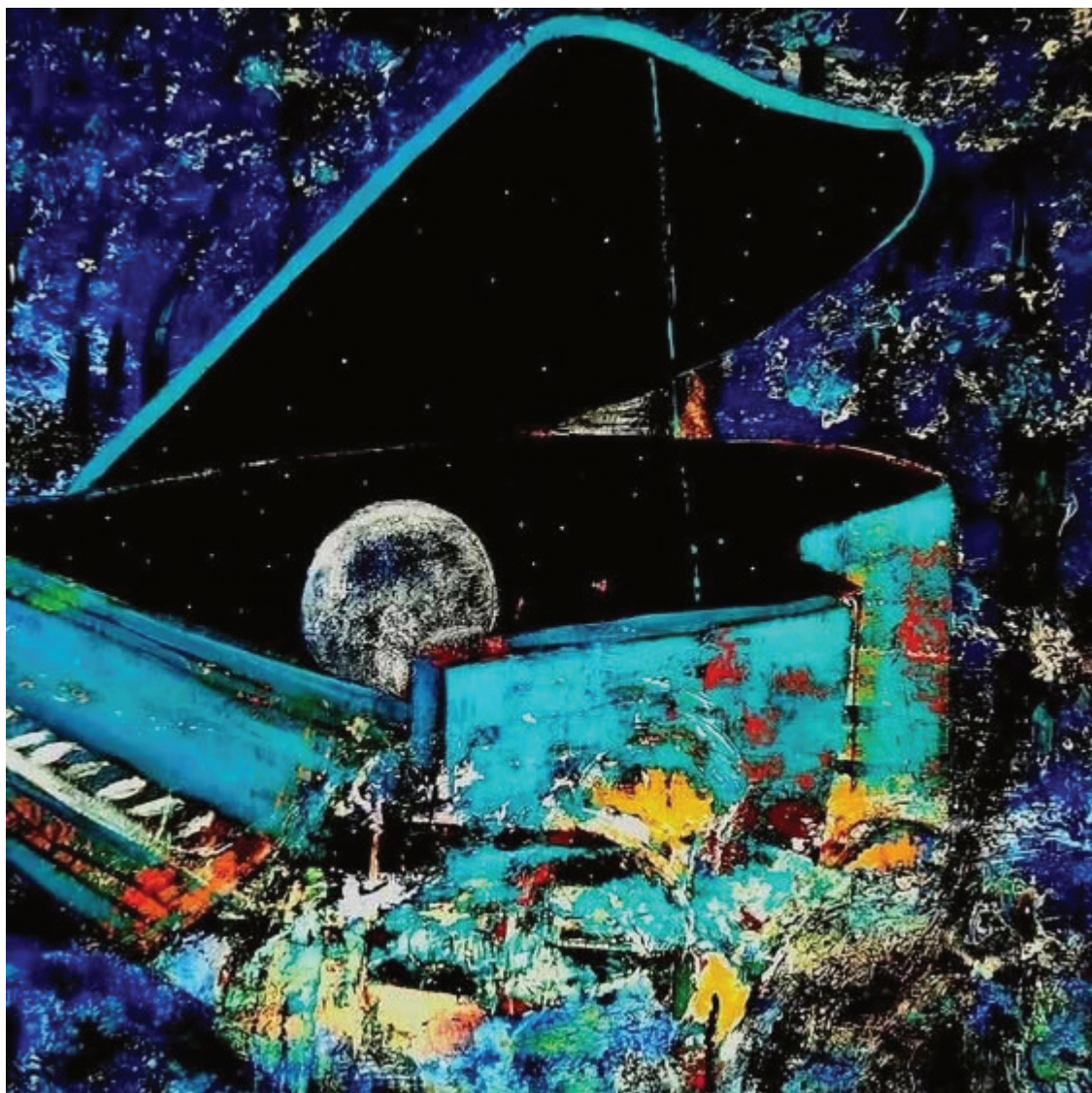
Kemal Balkan_ In Zukunft möchte ich vor allem weiterhin Kunst schaffen, die bewegt, Fragen stellt und echte Reflexion auslöst. Mein Ziel ist es, Themen sichtbar zu machen, die im Alltag oft übersehen oder ver-

stimme zu finden. Für mich ist Kunst niemals nur Dekoration, sondern immer auch Verantwortung und ein fortlaufender Dialog.

experimenta_ Herzlichen Dank für das Gespräch Kemal. Weiterhin alles Gute für deine weitere künstlerische Laufbahn.

Kemal Balkan_ Ich danke euch herzlich für das tiefgründige Gespräch und die spannenden Fragen. Es war mir eine große Freude, meine Gedanken und meine Arbeit hier teilen zu dürfen. Alles Gute auch für euch!

*Das Gespräch für die **experimenta** führte
Dagmar Weeser.*



© Kemal Balkan

Ich könnt Romane schreiben

über Freuden, die gehen
und Sorgen, die bleiben.

Ich könnt Romane schreiben
über Aufgaben, die stressen
und Probleme, die mich fressen.

Ich könnt Romane schreiben
über all das Leid in der Welt
und den Kummer, der sie quält.

Oh, ich könnt Romane schreiben
über Trauer, Wut, Entsetzen,
über Angst und eine Zukunft in Fetzen.

Ich könnt Romane schreiben.
Doch ich tu es nicht.

Ich bin die Zuversicht
und schreibe ein Gedicht.

Ein Gedicht wie im Traum:
Der König ist Tod, es lebe der Clown!

Ein Gedicht über Liebe und Nähe.
Ein Gedicht über Blumen und Rehe.

Ein Gedicht über Frohsinn und Bier
Und beides will ich jetzt hier.

Mein Gedicht ist schöner als der Roman,
Drum fang ich den auch gar nicht erst an.

Vorläufig ewig

Alles ist vergänglich.
Gar nichts hat Bestand.
Trotzdem renn' wir ständig
mit Tempo vor die Wand.

Lasst die Zeit uns doch mal nehmen,
zwischendurch zu leben.
Unser Sein gehört zu jenen Themen,
die uns viel zu kurz gegeben.

Wir verschwenden unser' Zeit,
für Utopien statt Belang.
Und ist das Ende nicht mehr weit,
fang' zu leben wir erst an?

Lasst früher uns genießen,
was das Leben uns geschenkt.
Seligkeit kann sprießen,
wenn du an dich, wenn ich an mich auch denk.

Drum leb ich nicht für Pflicht und Tugend.
Ich leb für mich und dich.
Denn vorbei ist schon die Jugend;
Und ich merke, ich verändere mich.

Mit mir, mit dir, zusammen will ich gehen,
bis ans Ende unser beider Tage.
Nach jedem Fallen wieder stehen,
leg allein Glück in des Lebens Waage.

Dann spüre ich vor dem Ende:
Was wichtig war, hab' ich getan.
Der Tod erlaubt zwar keine Wende,
doch komm ich dann selig an.

Traumspur

Ich träum von dir an jedem Orte
und genieß wie schön es ist.
Manchmal find' ich auch die Worte:
Weißt du was 'ne „Traumspur“ ist?

Die Erinnerung an was nie ist,
doch die ich spür, weil sie mal war,
in Bild und Ton du bei mir bist,
obwohl schon nicht mehr da.

Im Traum mit dir auf Reise
flieg ich zwischen Welten
Hör dich laut, auch leise,
jede Nacht, doch viel zu selten.

Zwar stets im Traum nur,
vorbei wenn man erwacht.
Doch hält meine Traumspur
zum Glück länger als gedacht.

Foto: Stephan Jung



Fabian Wollgast, geboren 1990 in Berlin, Vater zweier Kinder und studierter Journalist. Lebte seine Vorliebe für das geschriebene Wort zunächst in Kommunikationsberufen und als Ghostwriter aus. Schreibt seit über zehn Jahren auch Gedichte – anfänglich nur für sich, seit Sommer 2025 auch für Lyrikinteressierte außerhalb des engsten Familienkreises. Die Texte beschreiben Chancen, bevor wir sie verpassen und konstruieren Verbindungen dies- und jenseits roter Linien. Mit dieser Gratwanderung zwischen Trüb- und Frohsinn 2025 bei einem Lyrikwettbewerb zum Tag des Friedhofs gewonnen und anlässlich der Veranstaltung in einer Lesung und Ausstellung veröffentlicht. Es folgten erste Erscheinungen von Texten in Literatur-Magazinen und Anthologien sowie @lyrischgutdrauf in Sozialen Netzwerken.

Kontakt via Instagram



Dan Farell / Unsplash.com

Neue Blickwinkel und bewährtes Konzept:

Ausstellung „ONLY GOOD VIBES? Cannabis, Rausch und Realität“ zieht positive Bilanz.

ONLY GOOD VIBES? bot etwas mehr als ein Jahr nach der Cannabis Teillegalisierung einen multiperspektiven Blick auf das Thema. Die Ausstellung übersetzte kompakt und begreifbar wissenschaftliche Fakten zu Cannabis und dessen Wirkung auf Gehirn und Körper, ging Mythos und Realität zur Hanf-Pflanze nach und beleuchtete Konsummotive, Rituale, Chancen und Risiken. „Um die Wirkung von Cannabis zu verstehen, ist es einerseits wichtig zu wissen, was die psychoaktiven Bestandteile wie THC in unserem Körper und Gehirn auslösen und mit welchen Folgen“, betont sagt Susanne Rockweiler, Chefkuratorin der Stiftung Welt der Versuchungen.



„Und andererseits ist es hilfreich, unser körpereigenes Glückssystem, das sogenannte Endocannabinoidsystem, zu kennen. Es hilft uns, Stress abzubauen, fördert unser Wohlbefinden und kann uns resilienter gegen die Unwägbarkeiten des Lebens machen. Es kann Glückshormone ausschütten und somit ein Gefühl von Energie, Freiheit oder Entspannung auslösen. Von Cannabis erhoffen wir uns Ähnliches. Die Frage ist, wie können wir es aktivieren, ohne auf Cannabis oder andere Substanzen oder riskante Verhaltensweisen zurückzugreifen? Das war Thema der Ausstellung und der vielen Dialogführungen. Dieses Konzept hat sich erneut bewährt und viele Menschen generationsübergreifend ins Gespräch gebracht – zu Cannabis sowie zum gesellschaftlich akzeptieren Alkoholkonsum.“

Abbildung: Hendrick Streeck, Michael Hose und Susanne Rockweiler vor Daniel Firmans „Le Sommeil“ © Stiftung Welt der Versuchungen

Geschichten, die Zukunft möglich machen:

Klimabuchmesse vom 19.-22. März in Leipzig

Leipzig. Wie wollen wir morgen leben? Und welche Geschichten brauchen wir, um den Mut für Veränderung zu finden? Die Klimabuchmesse lädt vom 19. bis 22. März an verschiedenen Kulturorten in Leipzig auch 2026 dazu ein, Klima, Gesellschaft und Zukunft neu zu denken. Das Programm mit stolzen 21 Veranstaltungen unter der Schirmherrschaft von Luisa Neubauer finden Sie ab sofort auf www.klimabuchmesse.de

In Lesungen, Diskussionen, Workshops und weiteren Formaten, wie einem Hör- und Lesespaziergang, bringt die Klimabuchmesse Autor:innen, Wissenschaftler:innen, Künstler:innen, Aktivist:innen und ein breites Publikum zusammen. Im Mittelpunkt stehen Bücher und Gespräche, die nicht bei der Krise stehen bleiben, sondern Lust auf Zukunft machen: Sie erzählen von Zusammenhalt, Verantwortung und Handlungsspielräumen, von Verlust und Hoffnung, von Wut, Trauer – und Zuversicht.



Gerade in Zeiten multipler Krisen setzt die Klimabuchmesse bewusst auf das verbindende Potenzial von Geschichten. Literatur kann Wissen zugänglich machen, Emotionen öffnen und neue Perspektiven schaffen. Sie hilft, Ohnmacht zu überwinden und Zukunft als gestaltbar zu begreifen. Die Klimabuchmesse will motivieren, ermutigen und Hoffnung geben – ohne die Dringlichkeit der Herausforderungen aus dem Blick zu verlieren.

Vielfältiges Programm in der Stadt und auf der Messe

Das viertägige Programm spannt einen großen thematischen Bogen: von Biodiversität und Naturschutz über Lyrik zwischen Protest und Trost, Bildung für nachhaltige Entwicklung, Stadtentwicklung und Energiewende, bis hin zum Umgang mit Emotionen, Gemeinschaft und demokratischem Zusammenhalt. Neben Abendveranstaltungen finden auch Angebote für Schulklassen, Familien und Kinder sowie interaktive Formate wie Schreibworkshops und ein Stadtpaziergang statt.

Weitere Informationen und das vollständige Programm: www.klimabuchmesse.de

Astrid Lindgren Die Menschheit hat den Verstand verloren

Kinostart: 22.01.2026



Die Schwedin Astrid Lindgren (1907-2002) ist uns allen bekannt als Kinderbuchautorin und Erfinderin so starker Mädchenfiguren wie Ronja Räubertochter und insbesondere Pippi Langstrumpf, die das stärkste und furchtloseste Mädchen überhaupt ist. Wir wussten auch schon, dass sie diese Geschichten zuerst ihrer kranken Tochter Karin erzählt hat. Aber die Umstände des Entstehens, der 2. Weltkrieg, wie Astrid Lindgren ihn erlebt hat, das wurde erst bekannt durch die Veröffentlichung ihrer Kriegstagebücher durch ihre Familie im Jahr 2015.

Ich muss gestehen, dass ich vor Jahren die Lektüre dieser Tagebücher abgebrochen habe. Die Melancholie, ja Verzweiflung, die darin sichtbar werden, haben mich zu sehr herunter gezogen. Von den vielen Details fühlte ich mich erschlagen. Umso gespannter war ich auf den Film. Würde er für mich „genießbar“ sein? Ja, das ist er unbedingt!

Der deutsche Regisseur und Drehbuchautor Wilfried Hauke wählte für seine Verfilmung der Tagebücher drei einander abwechselnde und ineinandergreifende Perspektiven und Genres. Da ist das Biopic: Die hochbetagte Tochter Karin Nymann, die Enkelin Annika Lindgren und der Urenkel Johan Palmberg erzählen von Astrid und besuchen teils sehr idyllische Schauplätze ihres Lebens. Dann gibt es Spielszenen: in der Rolle von Astrid: Sofia Pekkari, als ihr Mann Sture: Tom Sommerlatte. Wir bekommen Einblicke in das Alltagsleben während des Krieges, der entfernt von Schweden stattfindet, aber als konkrete Bedrohung auch auf dem neutralen Land

lastet. Wobei Astrid zeitweise die Russen mehr fürchtet als Hitlerdeutschland. Und dann gibt es dokumentarische Sequenzen, die das Kriegsgeschehen, die Judenverfolgung und Vernichtung, die Bombardierung der Städte zeigen.

Heute wissen wir sehr viel über den 2. Weltkrieg, seinen Verlauf und sein Ende, glauben, Gewissheiten zu haben, wie Ursachen und Wirkungen einzuordnen sind. Wir können uns aber kaum vorstellen, wie verunsichernd es gewesen sein muss, in der damaligen Zeit in einem konkreten Umfeld zu leben. „Man muss daran verzweifeln, wie wenig die Menschheit in den vergangenen Jahrtausenden gelernt hat“, schreibt Astrid Lindgren.

Sie war eine genaue und kritische Beobachterin des Geschehens. In ihren Tagebüchern finden sich auch viele Zeitungsausschnitte. Sie ist Feministin, Humanistin, eine liebevolle Mutter, eine entschiedene Gegnerin Hitlers und des Nationalsozialismus, aber auch besorgt um die Bürger zerbombter deutscher Städte. Sie ist sich ihres privilegierten Lebens dank eines gutverdienenden Ehemanns bewusst und hat besondere Einblicke in das Kriegs- und Zeitgeschehen, da sie in einer Behörde arbeitet, die Briefe vom und ins Ausland zensiert.

Die Mischung aus Persönlichem, Fiktivem und Historischem ergeben das vielschichtige Bild einer besonderen Frau in einer Zeit, in der „die Menschheit den Verstand verloren hat“.

Barbara Wollstein

Der FDA auf der Leipziger Buchmesse 2026

Wir machen Autorinnen und Autoren sichtbar

Wer schreibt, der bleibt – Ist das so einfach? Was können Autorinnen und Autoren tun, damit sie mehr sind als eine oder einer unter vielen? Der Freie Deutsche Autorenverband unterstützt seit mehr als 50 Jahren Autorinnen und Autoren bei ihrer Arbeit. Denn Literatur ist mehr als Schreiben. Es ist ein beständiger Austausch, ein Vernetzen, ein Sich-Auseinandersetzen und Sich-Bekennen, bis ein guter Text daraus wird. Der Freie Deutsche Autorenverband bietet mit Schreibwerkstätten, mit Lesungen, Tagungen und Podcasts, im Austausch mit anderen Verbänden, in lokalen, nationalen und europäischen Projekten wie auch mit unseren Publikationen viele Möglichkeiten, sich auszuprobieren und auf sich aufmerksam zu machen. Worum es uns geht? Frei und unabhängig sein und mit den aktuellen Themen der Gesellschaft in den Dialog gehen – Exil, Demokratie, Freiheit, die Würde des Menschen ... Wir machen Autorinnen und Autoren sichtbar – dich auch?

Auf der Buchmesse: Halle 5, Stand H215

Unsere Termine:

Samstag, 21. März 2026, 11 Uhr (voraussichtlich)

Wasser, Brot – und ein Gedicht?

Lesung und Diskussion



www.fda.de

Lyrik, wozu? Brauchen wir Gedichte? Oft auf ein Abstellgleis katapultiert, hat die Lyrik ihre Existenz und ihre Berechtigung bis zum heutigen Tag bewahrt. Welche Wege geht sie heute? Welche Inhalte, Ausrichtungen stehen für Lyrik-Schreibende im Fokus und sind relevant für die Zukunftsbewältigung? Autorinnen und Autoren des Freien Deutschen Autorenverbands geben hierzu ihre Antworten.

Moderation: Gabriele B. Hartl (stellvertr. Vorsitzende LV Bayern)
und Marlies Strübbe-Tewes (Europa-Beauftragte)

Sonntag, 22. März 2026, 11 Uhr (voraussichtlich)

Wir machen Autorinnen und Autoren sichtbar

Verbandspräsentation

Was bewegt uns? Was macht den Freien Deutschen Autorenverband aus? Exil, Demokratie, Freiheit und die Würde des Menschen – der FDA zeigt sich nicht nur als Zusammenschluss von Autorinnen und Autoren – frei und unabhängig stellt er sich und seine Autorinnen und Autoren den Themen der Gesellschaft. Wer wir sind? Wir machen Autorinnen und Autoren sichtbar! **Moderation:** Franz Westner (Präsident des FDA).



© Kemal Balkan

eXperimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Herausgeber:

Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Chefredaktion:

Gabriela Heins

Redaktion:

Michaela Borgmann (*Korrektur und Prosa*)

Claudia Eugster (*Rezension und Autoren-Scout*)

Ulrike Göking (*Kreative Radiomacherin*)

Rüdiger Heins (*Die Revolution der Liebe*)

Prof. Dr. Dr. Dr. Klaus Kayser (*Prosa und Lyrik*)

Brigitte Maurer (*Prosa*)

Katja Richter (*Gegen das Vergessen, Illustration, Lyrik und Prosa*)

Dagmar Weeser (*Kunst und Kultur*)

Silke Weizel (*Prosa, Autoren Scout*)

Barbara Wollstein (*Alles Kino*)

Jutta Zimmermann (*Musik und Lyrik*)

Korrespondenten:

Prof. Mario Andreotti, St. Gallen, CH

Claudia Eugster, Zürich, CH

Prof. Dr. Dr. Klaus Kayser, Heidelberg

Michael Landgraf, Neustadt an der Weinstraße

Manolo Link, Dublin

Katja Richter, Beckingen im Saarland

Julia Sohn, Berlin

Christian Sünderwald, Chemnitz

Thomas Weiß, Baden-Baden

Xu Pei, Köln

Christoph Spanier (*Layout + Satz, Website*)

Druck: bookpress

Redaktionsanschrift:

eXperimenta

Villa Confeld Heimbachtal 51

55413 Niederheimbach

redaktion@experimenta.de

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autoren und Autorinnen. Alle sonstigen Rechte beim INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber und Urheberinnen selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

Bilder: Privatbilder wurden von den Autoren und Autorinnen selbst zur Verfügung gestellt.

Titelbild: Holger Wittig-Koppe

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V

ISSN: 1865-5661





© Kemal Balkan

"Wo Schreiben Spaß macht!"



INKAS

Institut für Kreatives Schreiben

In der Niedermühle zu Odernheim

www.inkas-institut.de
